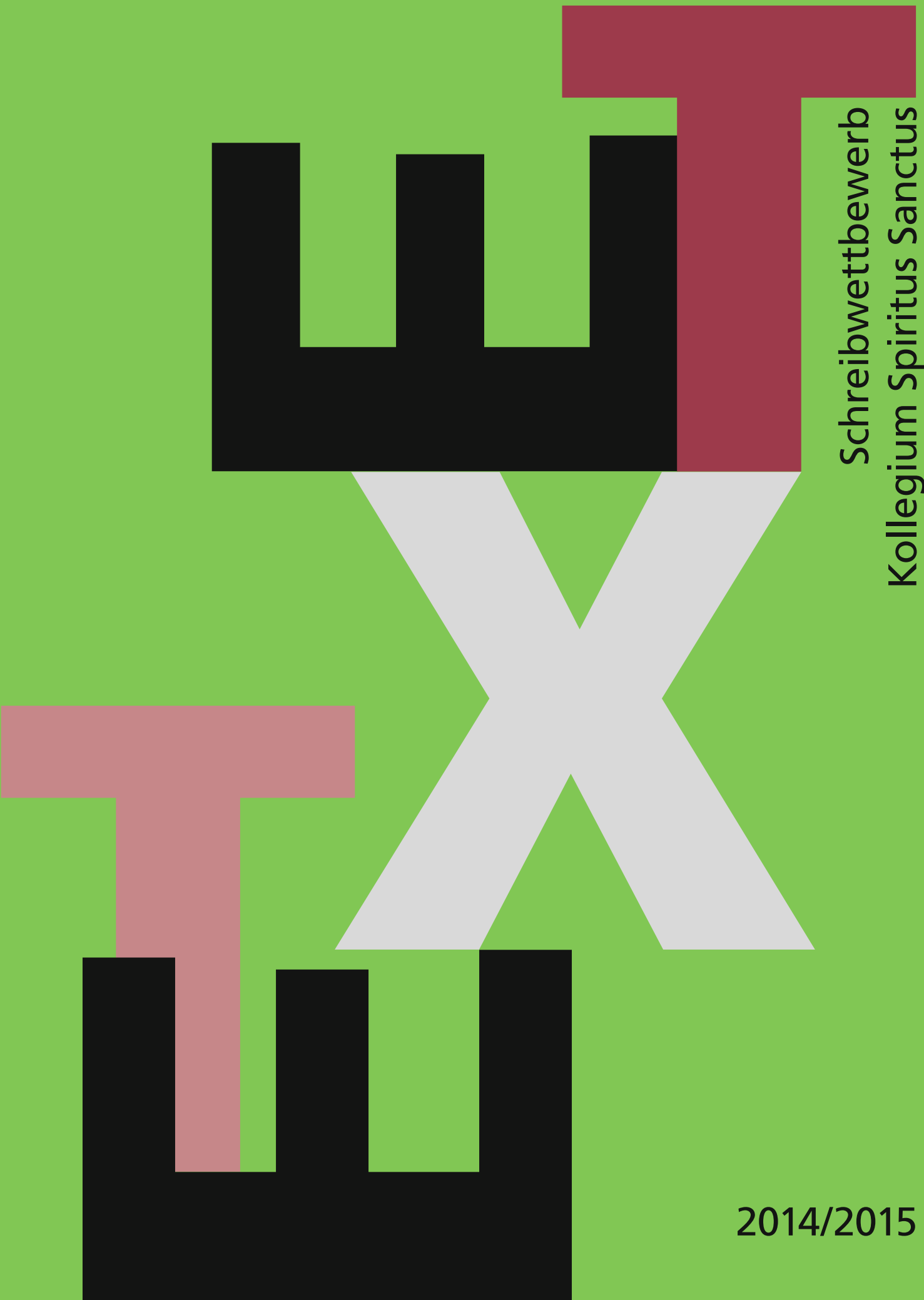




Schreibwettbewerb
Kollegium Spiritus Sanctus

2014/2015

Schreibwettbewerb 2014/15

Kollegium Spiritus Sanctus Brig

Klassament des Schreibwettbewerbs 2014/15

Kategorie A

1. Preis:	Der erste Schnee	Daniela Menath, 1G
2. Preis:	Dornröschen	Sophie Bucher, 1B
3. Preis:	Die Exkursion	Abgottspon Sabine, 1Bil
Förderpreis:	Schicksale	Louise Mathier, 1B

Kategorie B

1. Preis:	Eine schicksalshafte Nacht	Michael Imhof, 3D
Förderpreis:	Koprivna	Dejana Milićević, 3C
Förderpreis:	Ich hab's wenigstens versucht	Simon Gerber, 3SDm

Kategorie C

1. Preis:	Was Frieden bringt	Nina Abgottspon, 5C
2. Preis:	Akte Nr. 512	Désirée Varonier, 5E
3. Preis:	Fahrt aus Pitzten	Joël Zuber, 4G

Sponsoren des Schreibwettbewerbs 2014/15



**Kulturkommission
Brig-Glis**



Kulturkommission der Gemeinde Visp

Rottenbund

Walliser Kantonalbank

Von Graffenried AG Privatbank

Ein besonderer Dank gilt dem Team der Gemeindebibliothek Naters, dank deren besonderer Gastfreundschaft wir dort bereits zum zweiten Mal unsere Lesung veranstalten dürfen.

Ebenso ein grosses Merci an die Druckerei s+z:gutzumdruck für die unentgeltliche Arbeit am Dossierlayout und den Druck der Umschläge.

Jury des Schreibwettbewerbs 2014/15

Valentin Abgottspon
OS-Lehrer
Zur Kirche
3933 Staldenried
+41 78 671 08 03
valentin.abgottspon@gmail.com

Stefanie Ammann
Schauspielerin
Militärstrasse 36
3014 Bern
+41 79 367 71 98
stefania.ammann@gmx.ch

lic. phil. Mathias Gsponer
Journalist
Oberer Saltinadamm 64
3900 Brig
+41 78 835 27 06
gsponer.mathias@gmx.ch

Dr. med. Stephan König
Kinderarzt und Lyriker
Sandmattenstrasse 1
3900 Brig
+41 79 220 29 09
st.koenig@gmx.ch

Dr. Roger Meyenberg
Gymnasiallehrer
Ringstrasse 51
3951 Agarn
+41 79 567 97 64
roger.meyenberg@spiritus.ch

Anna Schmidhalter
Germanistikstudentin
Azurstrasse 10
8013 Zürich
+41 79 368 55 45
anna_schmidhalter@hotmail.com

Sabrina Zimmermann
Germanistikstudentin
Niederdorfstrasse 3
8001 Zürich
+41 79 233 28 58
sabrina.z@gmx.ch

Die Texte der Preisträgerinnen und Preisträger erscheinen in diesem Dossier so, wie sie von denselben eingereicht wurden.

1. Preis

Kategorie A (1. Klassen)

Daniela Menath (1G)

Der erste Schnee

Der Beitrag «Der erste Schnee» ist ein kleines, auf den ersten Blick unscheinbares, Juwel. Sein Thema ist ewig gültig und beschäftigt (vor allem) die Jugend: Einsamkeit, Mobbing, Ausgrenzung, Enttäuschung, Sehnsucht nach Liebe und Wärme.

Die Herangehensweise der Autorin überzeugt: eine Kurzgeschichte, mit ebenso kurzen, gehaltvollen Sätzen präzise auf den Punkt gebracht. Die Sätze wirken in ihrer Struktur ebenso kalt wie die angesprochene Atmosphäre - und doch rühren sie den Leser an und wecken bei ihm eine Sehnsucht nach Wärme. Dabei sind die sprachlichen Stilmittel klar, dezidiert eingesetzt und wirken sehr leserfreundlich. Kurze Worte, knappe Sätze, grosse Wirkung: «Sie liegt, sie friert, sie spürt wenig und denkt kaum mehr».

Mit Kürze und Prägnanz umgeht die Autorin die Gefahr, die Geschichte in einem Wortbrei zu ersticken. Drei Worte genügen («Sie lag da») um den Rahmen zu setzen. Auf die Einleitung wird mit dem Schlusssatz direkt wieder referiert. Gekonnt setzt Daniela Menath diese Klammer.

Der Text endet nicht mit einem Hilfeschrei (das wäre hier nicht angebracht), er bringt auch keine Handlungsaufforderung an den Leser, sondern hört so auf, wie eine Schneeflocke ihren Fall beendet: leise, unmerklich, sanft.

Mathias Gsponer

Der erste Schnee

Sie lag da.

Mit geschlossenen Augen lag sie da, so ruhig, man hätte meinen können sie sei tot.

Aber einem aufmerksamen Betrachter fiel wohl doch der weisse Atem auf, der wie Rauch von der leblosen Gestalt aufstieg. Es war kalt. Sie fror. Schon seit Monaten fror sie.

Die Kälte war unerwartet über sie hereingebrochen und in jeden Winkel ihres Körpers und ihres Herzens vorgedrungen. Wann hatte es angefangen so kalt zu werden? Mit dem Gelächter der anderen, ihren boshaften Blicken und bösen Bemerkungen? Sie wusste es nicht, wollte es nicht wissen.

So lag sie da, fror und dachte nach. Dachte an die Kälte, die in ihr Leben gekommen war, die alles, was ihr lieb und wichtig war gepackt und zerstört hatte; dachte an ihre Familie, dachte an die anderen; lag einfach da und dachte nach.

Es begann leicht zu schneien – der erste Schnee – und morgen war Weihnachten. Es huschte ein kleines, kaum merkbares Lächeln über ihr Gesicht. Ja, Weihnachten. An Weihnachten würde es warm werden. Sie würden alle zusammen in der Stube sitzen, Geschichten lesen und dem knisternden Feuer im Kamin zusehen, so wie es immer gewesen war. Schliesslich war Weihnachten. Aber sie wusste, dass die Kälte und die boshaften Blicke der anderen bleiben würden, das wusste sie genau. Und doch war sie für einen Moment lang glücklich, denn morgen war Weihnachten. An all das dachte sie, während sie dalag, den Schnee auf ihrer Haut spürte und sich die Kälte unaufhörlich in ihrem Körper und ihrem Herzen ausbreitete.

Und irgendwann lag sie nur noch da und dachte nichts mehr.

2. Preis

Kategorie A (1. Klassen)

Sophie Bucher (1B)

Dornröschen

Der Text «Dornröschen» erzählt vom Leben eines Gebrauchsgegenstandes. Aber eigentlich ist es nicht nur ein Gebrauchsgegenstand oder ein (Spiel-)Zeug, sondern ein Lebewesen. Und es geht auch nicht nur um ein Leben, sondern um mindestens zwei. Ohne übermässiges Pathos werden hier grosse Themen wie Vergänglichkeit, Wandel, Wechsel und Liebe angesprochen.

In einer, den Leser und die Leserin ansprechenden Sprache, setzt die Autorin Sophie Bucher eine interessante Grundidee gekonnt um und hält eine Perspektive durch, die zum Nach- und Weiterdenken anregt. Es gelingt ihr, die Geburt, das Leben, Schlafen und Wiedererwachen von Dornröschen bildhaft zu schildern. Ein gelungenes, modernes Märchen!

Valentin Abgottspon

Dornröschen

Hey du! Ja, du! Hast du mal kurz Zeit für mich? Ja? Gut, ich möchte dir nämlich etwas erzählen. Mach es dir gemütlich, und dann fange ich mit meiner Geschichte an.

Geboren bin ich in El Segundo, Kalifornien. Als ich zum ersten Mal meine Augen öffnete, sah ich um mich herum nur graue Maschinen und die Menschen, die sie bedienten. Ich schaute an mir herab: Ich trug ein Cocktailkleid und Schuhe mit hohen Absätzen, ich weiss noch, die waren unbequem. Die Welt ging an mir vorüber und erst dann merkte ich, dass ich mich auf einem Förderband befand, das sich auf einen dunklen Eingang zu bewegte. Ich wollte absteigen, doch dann realisierte ich, dass ich mich nicht bewegen konnte. Plötzlich stieg Panik in mir hoch. Ich fuhr geradewegs auf ein dunkles Etwas zu. Was war darin? Was war danach? War mein Leben schon nach einem kurzen Augenblick wieder vorüber? Nein, das kann nicht sein. Bitte nicht! Ich versuchte, meine Hände zu Fäusten zu ballen, meine Zehen wackeln zu lassen, doch es ging nicht. Ich spürte meinen Körper, hatte jedoch keine Macht über ihn. Und das schwarze Loch kam immer näher, wurde immer grösser, wie meine Angst. Mein Herz pochte wie wild, und schliesslich war ich drinnen, im schwarzen Nichts.

Zuerst passierte einmal gar nichts.

Mein Puls wurde langsamer, ich beruhigte mich. Doch plötzlich spürte ich, wie eine Metallzange meinen Bauch umschloss, mich rücklings in eine Schachtel legte und meine Beine und Arme mit Metalldrähten am Boden zusammengebunden wurden. Ich hörte Maschinengeräusche, oben und unten, links und rechts. Dann rollte ich, unfähig, mich zu befreien, auf dem Förderband weiter, wieder raus ins Licht. Ich merkte, dass ich nur noch verschwommen sah. Wie konnte das sein? Meine Augen waren unberührt geblieben. Nach einer Weile wurde mir klar, dass nicht meine Augen das Bild verzerrten, sondern eine Plastikfolie vor meiner Nase die Sicht trübte. Mir kam wieder in den Sinn, dass ich mich nicht rühren konnte. Ich war gefangen. Erneut begann die Angst, mich einzuschüchtern. Was war los? Weshalb war ich hier? Wie ging es weiter?

Das Förderband endete und ein Mann hob mich vom Förderband auf. Mit mir in der einen und einem Schlüsselbund in der anderen Hand, lief er nach draussen. Dort sah ich zum ersten Mal die Sonne. Ich konnte ihr Licht jedoch nicht lange geniessen, denn der Mann

öffnete den hinteren Teil eines Lastwagens, legte mich hinein und schloss die Tür.
Ich war erneut im Dunkeln.

Es blieb eine Weile schwarz. Ich konnte das Motorengeräusch des Lastwagens und ein paar Mal lautes Hupen vernehmen. Nach einiger Zeit überfiel mich Müdigkeit und ich schlief ein. Ich musste tief geschlafen haben. Als ich aufwachte, sah ich Kinder, die Helikopter aus Plastik, Spielküchen und Babypuppen bewunderten. An der Decke hingen bunte Mobiles, es gab Stände für Schokoladenbonbons und grosse Lollipops. Die Kinder lachten und baten ihre Eltern, ihnen dies und das, ach ja, und das da drüben bitte auch noch, zu kaufen. Dann hörte ich eine leise Stimme.

„Psst, du da! Kannst du mich hören?“

Ich schaute mich um, woher die Stimme kam.

„Ich bin es, das blaue Schiffchen am gelben Mobile! Siehst du mich?“

Ich konnte die Stimme endlich zuordnen.

„Wer bist du?“, fragte ich das kleine Schiff, „was machst du hier?“

„Ich bin Matrose Blaustreif“, sagte das blau-weiss gestreifte Boot, „und ich bin aus demselben Grund hier wie du. Wie ist dein Name?“

Ich wollte antworten, doch mir fehlte ein Wort... Mein Name!

„Ich... Ich weiss nicht!“, gab ich zur Antwort, besorgt, mir eingestehen zu müssen, dass ich meinen eigenen Namen nicht wusste. Vielleicht hatte ich ihn ja vergessen? Aber ich hatte ja nie einen... Oder etwa doch?

„Ach ja, stimmt, entschuldige bitte“, sagte Matrose Blaustreif, „du bist neu hier, hab ich ganz vergessen.“

Neu hier? Erst jetzt realisierte ich, dass ich immer noch in der Plastiksachtel angebunden war. Ich war unschlüssig darüber, was ich hier in diesem Spielzeugladen verloren hatte. Kaum hatte ich diesen Gedanken zu Ende gesponnen, dämmerte es mir, warum ich hier war...

„Matrose Blaustreif, kann ich sie etwas fragen? Gehe ich richtig in der Annahme, dass wir hier zum Verkauf ausgestellt sind?“

„Liebe Dame, in dieser Annahme gehen Sie völlig richtig.“

Also doch. Ein Spielzeug. Das sollte nun also mein Leben sein? Verpackt in Plastik, hoffend auf die Gunst eines kleinen Kindes, abhängig von dessen Launen und denen auch ausgesetzt? Wahrlich, das war keine schöne Aussicht auf mein zukünftiges Leben.

Als hätte er meine Sorgen erraten, unterbrach Matrose Blaustreif meinen Gedankengang.

„Keine Angst, liebes Fräulein. Ich weiss, auf den ersten Blick scheint die Situation etwas trostlos. Aber du hast Glück, du bist eine Barbie, und noch dazu ein neues Modell. Die Kinder werden dich lieben und du wirst bald ein gemütliches Zuhause finden, man wird sich um dich kümmern und dich lieb haben. Du brauchst dich nicht zu fürchten“, sagte das Boot mit den blauen Streifen und dem Matrosenhütchen.

Ich dachte kurz nach und sah ein, dass das Schiffchen Recht hatte.

„Und was ist mit meinem Namen? Werde ich den auch erfahren? Woher kennst du deinen?“

„Nun ja, ich hänge hier schon seit geraumer Zeit. Bisher hat sich kein Kind für mich interessiert. Deshalb hab ich mir selbst einen Namen gegeben. Dann hab ich wenigstens den.“

Ich glaubte, etwas Trauriges in den Augen von Matrose Blaustreif erkennen zu können.

Ich bereute sogleich, das Thema angesprochen zu haben.

Dann bemerkte ich, dass ein kleines Mädchen mich mit grossen Augen anstarrte. Es streckte den Arm nach mir aus, nahm mich vom Regal und betrachtete mich eine Zeit lang. Dann rief es nach seiner Mama. „Mama, ich hab sie gefunden! Meine Barbie! Schau nur ihre blonden, langen Haare und ihr schönes Kleidchen... Ich werde sie Dornröschen nennen! Darf ich sie haben? Bitte Mama!“ Die Mutter des kleinen Mädchens nickte lächelnd und ging auf die Kasse zu. Das Mädchen betrachtete mich noch einmal genau und hüpfte dann seiner Mama hinterher. Ich schaute hoch zu Matrose Blaustreif, der immer noch tapfer lächelte. Das war dann wohl unser erstes und letztes Treffen.

Im Auto öffnete das kleine Mädchen meinen Karton. „Sie ist wirklich schön, Marie!“, sagte die Mutter zu ihrer Tochter. Marie war also ihr Name. Während wir fuhren, spielte sie mit mir und ich fühlte, dass ich mein neues Zuhause gefunden hatte.

Das Haus, in dem Marie mit ihren Eltern wohnte, war gross und hübsch eingerichtet, mit hellen Farben und Wänden, an denen überall Maries Zeichnungen hingen. Sie nahm mich mit in ihr Zimmer und zeigte mir, wo ich in Zukunft wohnen würde. Es war ein Palast. Das Bett war weich und kuschelig, die Böden mit Teppichen ausgelegt, in der Küche gab es winzig kleines Porzellangeschirr, Gemüse und Früchte aus Plastik, ordentlich geordnet in Schubladen und im Kühlschrank.

Es war toll mit Marie. Sie spielte jeden Tag mit mir, wir hatten viel Spass zusammen, und wenn Marie mal traurig war, hörte ich ihr stumm zu und dann ging es ihr besser. Wir teilten alles zusammen: Freude und Wut, Glück und Traurigkeit.

Doch die Jahre vergingen, und Marie wurde älter. Sie spielte nicht mehr so viel mit mir, meistens lag ich den ganzen Tag im Bett, nur ab und zu kam sie vorbei und redete mit mir.

Es vergingen noch mehr Jahre und schliesslich landete ich in einer dunklen Truhe auf dem Dachboden, wo ich andere alte Spielzeuge traf, mit denen ich in all den Jahren in Maries Zimmer Freundschaft geschlossen hatte. Wir alle vermissten sie, und doch wussten wir, dass Marie nie mehr mit uns spielen würde.

Eines Tages holte Marie ihre alte Spielzeugkiste vom Dachboden. Wir waren alle ganz aufgeregt, schliesslich hatten wir sie sehr lange nicht mehr gesehen. Wie sie wohl aussah? Ob man wohl immer noch das Leuchten in ihren Augen erkennen konnte, wenn sie glücklich von ihren Erlebnissen erzählte? Wir konnten es kaum erwarten, die Kiste zu verlassen und wieder geliebt zu werden. Doch was dann kam, überstieg unsere kühnsten Träume.

3. Preis

Kategorie A (1. Klassen)

Sabine Abgottspon (1Bil)

Die Exkursion

«Die Exkursion» führt uns ins Weltall auf einen Ausflug zu einem scheinbar fremden Planeten. Geschickt wird auf verschiedenen Zeitebenen erzählt. Die Autorin Sabine Abgottspon beschreibt eine andere Erdgeschichte, eine alternative Geschichte unserer Erde und deren Bewohner. Es ist Geschichte – also Historie – und Science Fiction zugleich. Die Betrachtung der Menschheitsprobleme aus der Aussensicht eröffnet uns ungewohnte Einsichten.

Auf dieser Expedition, auf diesem Ausflug begleiten wir Anthropologen und Soziologen und vernehmen zugleich auch Kritik an verschiedenen Auswüchsen menschlichen Handelns. Eine anregende Lektüre, die einige Denkanstöße bereit hält!

Valentin Abgottspon

Die Exkursion

Ich schreckte hoch. Was war das? Erst jetzt realisierte ich, dass der Alarm ausgelöst wurde. So schnell wie möglich versuchte ich mich anzuziehen. Ich wollte gerade auf die Brücke stürmen, als meine Zimmertüre aufgerissen wurde. Da stand mein stellvertretender Kommandant, Juan. Er erblickte mich und schrie: „Major, wir haben ein Problem!“

Sofort rannten wir zur Kommandobrücke, wo ich aufgeklärt wurde. „Wir haben ein Leck im Luftversorgungssystem“, erklärte Imke, unsere Technikerin. „Wir sind von einem unbestimmten Objekt getroffen worden, doch es ist nicht gravierend. Wir können es unterwegs reparieren und den Heimweg fortsetzen“, fügte sie hinzu. Ich fragte genervt nach: „Also habt ihr den Alarm umsonst ausgelöst und mich unnötigerweise geweckt?“ „Geh doch heulen“, rief eine hohe Pieps-Stimme von hinten dazwischen. Ich drehte mich um und sah Inge, unsere Linguistikerin. „Hat der Alarm etwa deinen Schönheitsschlaf unterbrochen“, fragte ich provozierend. „Im Gegensatz zu dir brauch ich den nicht“, antwortete sie prompt. Da fingen wir an zu grinsen und ich wandte mich wieder Imke zu: „Wie lange wird es dauern, die Schäden zu reparieren?“ „Theoretisch könnten wir die Schäden am Rumpf in einer knappen Woche reparieren“, erklärte sie. „Aber?“, fragte ich nach. „Der Alarm wurde nicht durch die Kollision mit dem unbekannten Objekt ausgelöst. Sondern, weil sich durch die Erschütterung mehrere Ventile des Luftversorgungssystems gelöst haben. Der Rumpf hat zwar einiges abbekommen, aber das ist nicht das Problem. Seit der Öffnung der Ventile bis zur erneuten Verschliessung ist extrem viel Luft entwichen. Die Atem-Luft könnte knapp werden, wenn wir zuerst den Rumpf reparieren.“ „Aber du hast doch gesagt wir könnten die Schäden unterwegs reparieren?“, fragte ich verdutzt. „Ja, das können wir. Aber dann müssten wir die Geschwindigkeit stark reduzieren und bekämen auch Versorgungsprobleme“, verkündete sie. „Ausserdem würden wir mit der Zeitverzögerung riskieren, dass unsere Vorräte nicht ausreichen“, warnte Ali, unser Koch, der gerade zur Türe hereinkam.

Betretenes Schweigen machte die Runde. Ich beauftragte Juan, die restlichen Crewmitglieder auf die Brücke zu holen. Gerade als sich die Tür hinter ihm schloss, meldete sich Timo, unser Funker: „Ich habe gerade einen Funkspruch erhalten. John will wissen, wann wir zu Hause ankommen.“ „Sag ihm, wir hätten im Moment Probleme und wir würden später die exakten Daten angeben“, befahl ich. Kurze Zeit später kam Juan mit den beiden

Forschern, Torsten und Torben, zurück. „Jetzt, da alle da sind, möchte ich wissen, ob alle damit einverstanden sind, wenn wir direkt nach Hause fliegen. Will jemand lieber zuerst den Schaden reparieren.“ „Ich weiss ja nicht, wie ihr das seht, aber ich möchte nur noch nach Hause“, meldete sich Torsten. „Seit zehn Jahren sind wir zusammen unterwegs und ich bereue keinen Moment davon, aber ich möchte endlich wieder nach Hause, zu meiner Frau und meinem Kind“, fuhr er fort. Auch Imke meldete sich: „Ich will auch nur noch nach Hause.“ Dann wandte sie sich an mich: „Du hast auch eine Frau und Kinder. Vermisst du die denn gar nicht?“ „Doch“, erwiderte ich „aber wir sind schon so lange von unserer Heimat weg, da kommt es auf ein paar Tage mehr oder weniger doch nicht an.“ „Wir könnten abstimmen“, steuerte Anja zum Gespräch bei. „Sind damit alle einverstanden?“, fragte ich. Als niemand eine Antwort gab, fragte ich: „Wer möchte direkt nach Hause fliegen?“ Da hoben alle die Hand. „Also fliegen wir direkt nach Hause.“, verkündete ich. Schlagartig verbesserte sich die Stimmung und alle waren glücklich. Ich gab Timo noch den Auftrag, John zurückzufunken, dass wir in zwei Wochen ankämen, dann ging ich wieder in meine Kajüte und legte mich nochmals Schlafen.

Nach zwei Wochen war der Moment gekommen, auf den wir seit Jahren gewartet hatten. Wir setzten zur Landung in den USA an. Als sich die Luke öffnete, sahen wir weshalb John unbedingt wissen wollte, wann wir wieder landen würden. Zehntausende Leute, mehrere Kamerateams, sowie die höchsten Generäle des Planeten waren da, um uns zu empfangen. Natürlich war auch John mit seiner Frau Becca anwesend. Auch ihre Kinder waren da. Doch in der Zeit in der ich weg war, waren Leon und Christopher sehr gewachsen. Als wir vor dem Schiff standen, kam ein Bote von John auf uns zu und verkündete: „Ihr Abenteurer seid alle eingeladen um mit König John von Akabar und seiner Gemahlin Rebecca zu Solutan zu speisen.“ „Wir nehmen die Einladung dankend an“, entgegnete ich ihm höflich, „doch wir möchten zuerst unsere Familien kontaktieren, dass es uns gut geht.“ „Ich bedaure, doch das ist leider nicht möglich“, gab er uns zu verstehen. Wir sahen uns ratlos an und mussten erkennen, dass wir keine andere Wahl hatten als ihm zu folgen.

Er führte uns zu einem Wagen, der uns in die Sommerresidenz auf der hellen Seite von Akabar brachte. Dort angekommen, brachte uns ein Diener in den Speisesaal. Der König und seine Gemahlin erwarteten uns, ebenso eine grosse Anzahl von Würdenträgern und wichtig aussehenden Leuten. Der Diener führte uns der riesigen Tafel entlang bis zum Ende des Raums, wo der König erhöht auf seinem Thron sass. „Setzt euch“, bat er uns, „und erzählt

uns, wie es auf eurer Reise war.“ „Sir“, fing ich an, „Ihr müsst verstehen, dass wir lieber zu unseren Familien gehen möchten. Sie erwarten uns sicherlich bereits ungeduldig. Doch unsere zwei Forscher, Torsten und Torben, sowie unsere Linguistikerin Inge haben unsere Expedition ausführlich dokumentiert. Wenn Sie möchten, übergeben wir Ihnen gerne den schriftlichen Bericht.“

Sichtlich erzürnt und aber bemüht, vor seinen Gästen die Fassung zu bewahren, bat er mich noch einmal uns zu setzen. Ich wollte keinen seiner bekannten Tobsuchtanfälle heraufprovokieren und gab meiner Crew ein Zeichen, sich zu setzen. Das Essen liess auf sich warten und ich hatte genügend Zeit, meine Geschichte ausführlich zu schildern.

„ Als wir damals, vor mehr als zehn Jahren einstiegen in das...“ „Erzähl von Beginn an! Bitte, wir wollen die ganze Geschichte hören! Auch, wie ihr auf die Idee zu der Exkursion gekommen seid!“, riefen Leon und Christopher, die gerade hinzu gekommen waren. Mir blieb nichts anderes übrig, als noch weiter auszuholen: „Vor mehr als 200'000 Jahren tobte auf Akabar ein gnadenloser Bürgerkrieg. Damals kämpfte die helle gegen die dunkle Seite und beide Seiten waren in viele grosse und kleine Länder aufgeteilt. Nach Jahrzehnten des Krieges und der Vernichtung kapitulierte die dunkle Seite von Akabar und all die Generäle, Anführer und anderen Würdeträger, aber auch alle, die die Sonnenseite verraten hatten, wurden auf einen weit entfernten Planeten verbannt. Auf Akabar vereinigte man in einer Verhandlung des neu einberufenen Kongresses alle bestehenden Länder und Staaten des Planeten zu den United States of Akabar. Aber die Verbannten sollten niemals mehr nach Akabar zurückfinden. Ohne Technik, Waffen und Raumschiffe, ja sogar ohne Gedächtnis an ihre alte Heimat lebten sie von da an auf ihrem Exil-Planet, verstreut in alle Richtungen.

Irgendwie trotzten sie diesen widerlichen Lebensbedingungen und überlebten. Vor zwölf Jahren, wollte man etwas Spektakuläres für die 200. Friedensfeier machen, welche dieses Jahr stattfindet. Ideen wurden gesammelt und das Komitee ist zum Schluss gekommen, dass man das Übel welches unseren Planeten damals fast zerstört hätte, studieren möchte. Deshalb hat man auf dem ganzen Planeten die besten Leute in ihren jeweiligen Fächern gesucht und gefunden. Man hat uns in ein spezielles Training geschickt um uns so gut wie möglich auf die Gefahren auf dem fremden Planeten vorzubereiten. Doch was uns auf diesem Planeten erwartete war zu schlimm um es sich vorzustellen.“ „Was war denn dort so anders?“, fragte der König voller Spannung. Auch die anderen Gäste konnten die Neugier nicht verbergen. Also fuhr ich fort: „Auf diesem Planeten gibt es viele gefährliche und wild

lebende Tiere! Es gibt enorme Temperaturschwankungen. Je nachdem an welchem Ort man sich befindet, ist es entweder extrem heiss oder so kalt, dass man sich fast nichtmehr bewegen kann.“ Ein nicht zu überhörendes Raunen ging durch die Menge. „Doch das Schlimmste“, ergänzte ich, „sind die Sonnumdrehungen. Denn dieser Planet hat keine helle und dunkle Seite wie wir. Dieser Planet dreht sich nicht nur um die Sonne, sondern auch um sich selbst. Deshalb haben die Leute auf diesem Planeten manchmal hell und manchmal dunkel.“ „Was?“, schrie der König dazwischen, „das ist unvorstellbar!“ Wie sehen die Lebewesen auf dem Planeten aus? Gestreift?“, fragte mich ein Forscher. „Nein“, unterbrach ich sie. „Das ist das komische an diesem Planeten, es gibt acht Hügel und sie alle werden von H₂O in verflüssigtem Zustand umgeben. Davon sind nur sieben Hügel bevölkert und auf jedem dieser Hügel sehen die Leute anders aus. Die beiden Hügel, auf denen schwarze Leute leben, sind der zweitgrösste sowie der kleinste dieser Hügel. Da nur dort schwarze Leute leben haben wir Grund zu der Annahme, dass dort die Verräter der Sonnenseite gelandet sind. Auf den anderen Erdhügel leben meistens weisse Menschen. Aber man kann die Grenze zwischen schwarz und weiss nicht eindeutig ziehen, denn es gibt viele unterschiedliche weisse und schwarze Leute.“ Ein Gelehrter fragte nach: „Das heisst die kann man sie nicht so genau einordnen, wie wir es bei uns können?“ „Nein, das ist nicht möglich“, bestätigte ich. „Bei uns ist es einfach: All die schwarzen Leute kommen von der Sonnenseite und all die weissen Leute stammen von der Dunklen Seite. Bei denen können überall schwarze Leute leben. Aber ich muss zugeben, dass ich mir nicht sicher bin, ob es überhaupt die Nachkommen der Verbannten sind.“ „Was soll das heissen?“, fragte mich der Projektleiter, der neben mir sass. „Nun ja“, fing ich erneut an, „auf diesem Planeten gibt es zwei Spezies, sie sind sich im Erbgut so ähnlich, dass man nicht mehr unterscheiden kann, welche davon zu uns gehört und welche nicht. Deshalb haben wir lange Zeit ihre Verbreitung und ihr Verhalten studiert. „Welche ist ihrer Meinung nach die richtige Spezies, Major?“, fragte mich ein weiterer Gast. „Das ist schwierig zu sagen“, floh ich der Frage aus. „Die eine Spezies ist omnipräsent und tritt auf sieben von acht Hügeln auf. Ihre Zahl beläuft sich auf circa fünf Milliarden. Da sie ein grösseres Gehirn, die Möglichkeit zur Kommunikation sowie einen aufrechten Gang besitzen, ist es anzunehmen, dass sie aus unserer Gattung entstanden sind. Doch es gibt auch Widersprüche. So verhalten sie sich im grossen und ganzen extrem asozial. Das heisst, sie stossen Randgruppen aus oder verfolgen und töten alle Lebewesen, die diesen Gruppen angehören. Es wird untereinander sehr viel Leid durch Diskriminierung, Rassentrennung und ethnische Säuberungen verbreitet. Die

zweite Rasse hat zwar ein kleineres Gehirn, ist aber sozialer und sorgt für einander. Doch sie hat sich nicht über den ganzen Planeten verbreitet. Sie ist nur in den Wäldern anzutreffen, in denen es sehr heiss ist. Sie sind am ganzen Körper behaart und können sich nur mit Lauten verständigen. Die ganze Sache ist sehr kompliziert. Die eine Rasse sieht uns zwar ähnlich, hat aber nicht annähernd ein soziales Verhalten. Die andere sieht uns nicht ähnlich, ihr Verhalten und ihr Zusammenhalt stimmen aber mit unserem Überein. So sind wir zum Schluss gekommen, dass die erste Rasse unser Erbgut in sich trägt. Wir haben dazu eine Theorie entwickelt. Nämlich, dass diese Individuen, durch die Macht, welche sie durch die Evolution erhalten haben, asozial wurden. Dass sie nur noch an sich selbst und an ihre Rasse denken. Wir haben viele Gebäude auf dem ganzen Planeten gefunden, in denen Bücher gelagert werden. Dort haben wir Geschichten entdeckt von ethnischen Gruppen, welche sich gegenseitig im Name der Religion, für eine Randgruppe oder für Territorien bekämpften. Überall auf diesem Planeten bekämpfen sich die verschiedenen Gruppen schon seit Jahrhunderten. Vielerorts werden die Kämpfe mit Worten ausgefochten. Doch an mindestens genauso vielen Orten werden die Kriege mit Waffen geführt. Ich will euch ein paar Beispiele aus der Geschichte dieses Planeten sowie aus der Gegenwart erzählen: Vor zehn Jahrhunderten begann ein grosser Krieg zwischen zwei religiösen Gruppen. Die einen wollten ein Gebiet einnehmen, welches für beide Glaubensrichtungen von Bedeutung war. Vor sieben Jahrhunderten fing die Inquisition an. Damals versuchte die gleiche religiöse Gruppe, welche bereits die Kreuzzüge geführt hatte, auf dem Erdhügel, auf dem sie beheimatet waren, ihren Glauben durchzusetzen. Sie erzwangen Geständnisse durch Folter. Durch sie wurden in fünf Jahrhunderten mehrere tausend Menschen gefoltert und umgebracht. Hundert Jahre später entdeckte man einen neuen Erdhügel und nannte ihn Amerika. Auch dort wurden alle Lebewesen versklavt verkauft und weitergereicht, als wären sie eine Ware. Später entbrannten in allen Regionen des Planeten verschiedene Kriege. Doch keiner davon war so schlimm wie der Krieg, der unter dem Namen des 2. Weltkriegs bekannt ist. Damals hatte ein Mann die Idee eine reine Rasse zu erschaffen und alle anderen Rassen auszurotten. Doch er scheiterte mit diesem Plan. Seit dem Ende dieses Krieges war lange Zeit Friede auf dem Planeten. Doch seit dem Anfang dieses Jahrhunderts hat ein neuer Krieg begonnen. Es ist wieder ein Glaubenskrieg und wird von den meisten mit Djihad gekennzeichnet. Und obwohl dieser Krieg schon vor langer Zeit ausgebrochen ist, kümmern sich die Grossmächte des Planeten erst jetzt darum, da vorher die Gefahr nicht auf allen Erdhügeln vorhanden war. „Das ist ja entsetzlich!“, schrie Leon nun auf. „So etwas kann und

will ich mir nicht vorstellen. So etwas Bestialisches können doch nur Monster anrichten!“ Christopher pflichtete ihm bei: „Wie können sie ihren Planeten selbst so vernichten? Das würden wir hier nie tun!“ „Deshalb erbitte ich Sie auch, Sir, diesen Planeten und ihre Bewohner zu vergessen. Sie sind böse und unsere Vorfahren haben sie nicht umsonst ausgesetzt. Wir sollten uns von ihnen fern halten und auf anderen Planeten nach intelligentem Leben suchen!“ Als der König antworten wollte, wurde das Essen aufgetischt und er antwortete deshalb nur knapp: „Ich werde es mir überlegen.“

Nachdem wir gegessen hatten, und noch mehrere Geschichten vom fremden Planeten erzählt hatten, brachte uns der Diener zu einem Wagen der uns nach Hause fahren sollte. Auf der Rückfahrt unterhielten wir uns noch ein bisschen und schwelgten in Erinnerungen der letzten 10 Jahren. Zu Hause angekommen ging ich in mein Haus und da stand sie, Rafaela, meine Frau. Sie sah genauso schön aus wie damals, als ich in das Raumschiff stieg um zur Erde zu fliegen. Unsere Jungs saßen am Tisch und assen ihr Abendbrot. Als sie mich erblickte, rannen ihr die Tränen über die Wange. Sie rannte auf mich zu und umarmte mich. Dann flüsterte sie mir ins Ohr: „Ich bin so überglücklich, dass du wieder da bist, Federica.“

Förderpreis

Kategorie A (1. Klassen)

Louise Mathier (1B)

Schicksale

Schicksale

Regen prasselte nieder auf das Dach eines fünfstöckigen Mietshauses irgendwo in London. Irgendein unbedeutendes Haus, welches sich mit zig anderen eng um einen kleinen Platz schmiegte. Im untersten Stockwerk lebte die alte Mrs Hrodwyn alleine mit ihren Vögeln. Sie war eine seltsame Frau, böse zu allen Menschen aber lieb und gut zu jedem Tier. In jungen Jahren sei sie eine Augenweide gewesen, allerdings lebten nur noch wenige, die dies bezeugen konnten. Ein Stockwerk höher lebte ein mexikanisches Paar. Der Mann trank zu viel und schlug seine junge Frau oft und erbarmungslos. Im dritten und vierten Stockwerk lebte niemand ausser ein paar Ratten und von Zeit zu Zeit ein paar Landstreicher. Im obersten Stock lebten eine Frau und ihre Tochter. Über die beiden wusste man nicht viel zu sagen. Plötzlich sei eine Frau mit einem Kind da gewesen. Mehr wusste man nicht. Bis schliesslich, an eben diesem regnerischen Tag, die Wohnung plötzlich wieder leer war.

Die alte Mrs Hrodwyn im untersten Stock wollte die Ratten füttern. - Eine ihrer seltsamen Eigenschaften. - Sie stieg die knarrende Treppe empor, als sie plötzlich einen lauten Knall aus dem obersten Stockwerk hörte. Vorsichtig stieg sie hinauf. Langsam schlich sie zur Wohnungstür und trat ein. Sie spürte einen kalten Luftzug. Erleichtert atmete sie auf. Es wird wohl ein Luftzug eine Tür zugeschlagen haben. Verständnislos schüttelte die Alte den Kopf und wollte die Tür schliessen. Doch da vernahm sie ein leises Seufzen und Flehen. Rief da nicht jemand ihren Namen? Entschlossen betrat sie die Wohnung. Sie war leer. Nirgends war ein Möbelstück oder sonst irgendetwas, das darauf schliessen liesse, dass jemand hier wohnte. Es war eine kleine Wohnung. Eine Küche mit einem Fenster und ein Schlafzimmer zur Linken. Das einzige, was sich in der Wohnung befand, waren ein paar Bretter mit ein bisschen Stroh drauf. „Dort müssen sie geschlafen haben“, dachte die Alte. Bedauernd legte sie eine Hand auf das Stroh. Sie grub ihre Hand tief hinein bis sie auf etwas Hartes stiess. Es fühlte sich an wie, ja, wie ein Buch. Sorgfältig zog sie es aus dem Stroh heraus. Dann hörte sie Schritte auf der Treppe. Ohne lange nachzudenken, versteckte sie das Buch in ihrer Schürze. So schnell wie das Alter es zulies, hastete sie zur Tür und wäre fast in einen Mann hineingelaufen, der vor der Tür stand. Er trug einen schwarzen Umhang aus grobem Stoff und hatte die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Sie sah nur die Augen, die gespenstisch aus dem Schatten leuchteten. Die Augen musterten sie einen Augenblick, dann trat er zur Seite und liess sie vorbei. Die Alte stolperte, ohne sich noch einmal umzublicken, zurück in ihre

Wohnung. Sie setzte sich vor das Fenster in ihrem Schlafzimmer, um zu sehen, wann der Fremde das Haus verliesse. Doch sie sah ihn nie wieder. – Das Zusammentreffen mit dem mysteriösen Mann und das Buch waren bald vergessen und die Alte ging wieder ihrem tristen Alltag nach.

In einer sternenklaren Nacht im März erwachte Mrs Hrodwyn. Sie hatte Stimmen gehört. Furchtlos packte sie die Pistole, die immer auf ihrem Nachtschisch lag. Sie lag dort seit ihre 5-jährige Tochter im Bett erstochen wurde. Ihr Mann hatte die Pistole stirnrunzelnd gebilligt und auch ihre Liebhaber mussten damit einverstanden sein. Doch das war lange her. Schon seit Jahren blieb ihr Bett leer und nur manchmal verirrte sich eine Katze ins Schlafzimmer. Die Pistole blieb ungenutzt, hatte aber eine abschreckende Wirkung gegen aufdringliche Verehrer gehabt – damals, vor vielen Jahren.

Mit der Pistole in der Rechten und einer Kerze in der Linken betrat sie das Wohnzimmer. Die Kerze beschien nur einen kleinen Teil des üppig möblierten Raumes. Der dunkle Teppich und die vergilbten Tapeten machten den Raum heimelig, aber auch ein wenig düster. Ein Fenster gab es nicht. An der rechten Wand befand sich ein Regal, welches mit Büchern über Indien, dieses ferne Land, in das ihr Mann gezogen und nie mehr zurückgekehrt war, vollgestopft. Erschrocken stellte Mrs Hrodwyn fest, dass die Stimmen von dort kamen, aus dem Bücherregal. Sie stellte die Kerze auf den Tisch. „Nein, krank bin ich nicht. Wach bin ich auch. Aber mit rechten Dingen geht das nicht zu!“ Sie trat vor das Regal. Alle Bücher kannte sie in- und auswendig. Sie hatte sie in hysterischer Panik verschlungen, als erhoffte sie sich ein Zeichen ihres Mannes. Durch diese Bücher war sie alt geworden, hatte Falten gekriegt von zu wenig Schlaf, rote Augen von zu viel Weinen. Doch plötzlich stockte die Alte. Sie bemerkte ein kleines Buch, in Leder gebunden und ohne Aufschrift. Langsam streckte sie die Hand aus und zog das Büchlein heraus. Sie nahm es unter den Arm und kehrte zurück ins Schlafzimmer. Die Stimmen und auch ihr verloren gegangener Mann waren vergessen. Ihre Gedanken kreisten nur noch um dieses rätselhafte Buch. Sie schlug es auf. Auf der ersten Seite stand in einer schönen Schrift:

*„Dieses Tagebuch gehört Dalena
Möge das Enden gut ausgehen...“*

„Komisch“, dachte die Alte. War Dalena nicht das Mädchen, das im 5. Stock gelebt hatte und plötzlich zusammen mit ihrer Mutter verschwunden war? War dies das Buch, welches sie

damals, nach dem plötzlichen und rätselhaften Verschwinden dieser beiden, im Schlafzimmer gefunden hatte? Warum hatte das Mädchen das Tagebuch nicht mitgenommen? Gespannt begann die Alte zu lesen.

„Mögest du verdammt sein, wenn du diese Zeilen liest, so wie ich es war, als ich alles erfuhr. Dinge die es nicht gibt, nicht geben darf. Eine tödliche Verschwörung. Ich habe Angst, doch ich hoffe, dass mich einmal jemand versteht oder auch nur anhört.“

Dies ist die Geschichte, wie ich hierher kam, in dieses Haus in London, in dieses kleine Zimmer. Die Geschichte, wie meine Mutter eines Tages aufwachte und bemerkte, dass sie schwanger war. Wer meine richtige Mutter ist, weiss ich nicht. Ich weiss nur, dass sie mich nicht behalten konnte. Deshalb gab sie mich weg. Meine leibliche Mutter sei die Frau irgendeines Mächtigen, eines Bösen. So kam es, dass ich nun eine andere Frau „Mutter“ nenne, denn sie war mir mehr Mutter als diese Fremde, die ich nie kennengelernt habe. Meine „Mutter“ erwartete ein uneheliches Kind von irgendeinem Seefahrer. Doch das Kind starb bei der Geburt. So nahm sie mich auf und zog mit mir von Stadt zu Stadt. Aber jetzt haben sie uns gefunden. Ich weiss es. Aber ich weiss nicht, wer sie sind und was sie von uns wollen. Deshalb werde ich in der Zeit, die mir noch verbleibt, ein Tagebuch führen.“

Die alte Frau wischte sich eine Träne aus den Augenwinkeln. Was für ein Mädchen! Sie hatte es oft gesehen und doch nicht gewusst, welches Geheimnis sich hinter den grünen Augen verbarg.

Ergriffen las Mrs Hrodwyn weiter. Seite um Seite, geschrieben in Angst und Panik - und Hoffnung. Als die Sonne aufging, schloss die Alte das Buch. Sie rieb sich die müden Augen, als es plötzlich an die Tür klopfte. „Wer das wohl sein mag?“, fragte sich die Alte. Als sie die Tür öffnete, stand davor die Mexikanerin aus dem oberen Stock. Ihre dunklen Augen blickten gehetzt umher und blaue Flecken und Blutergüsse bedeckten ihr Gesicht und die Arme. „Bitte“, stotterte die junge Frau, dann brach sie ab. Sie hatte Angst vor der Alten, doch noch mehr Angst hatte sie vor ihrem Mann. Die Alte lächelte und sagte: „Kommen Sie doch herein meine Liebe. Ich wollte gerade frühstücken.“ Die Mexikanerin starrte sie verdattert an und folgte ihr vorsichtig ins Wohnzimmer. „Setzen Sie sich doch.“ Im Kamin loderte ein Feuer. Die Alte erinnerte sich an die Worte im Buch: *„Die arme Frau im 2. Stock. Wenn mir die Zeit doch nur reichen würde um ihr zu helfen!“* Sie blickte ins Feuer und schaute

zu, wie es langsam den Ledereinband des Buches frass. „Ich konnte dir nicht helfen, Dalena, aber dieser Frau werde ich helfen“, versprach die Alte dem Mädchen.

1. Preis

Kategorie B (2. & 3. Klassen)

Michael Imhof (3D)

Eine schicksalshafte Nacht

Michael Imhof hat für seinen Text einen Stoff gewählt, der uns allen bestens vertraut ist: Die verzweifelte Liebe à la Romeo und Julia, die leider einmal mehr kein gutes Ende zu nehmen vermag. Aus dieser traditionellen Thematik macht der Autor eine historische Erzählung, die er im Edinburgh des Jahres 1882 ansiedelt.

Diese Kontextualisierung vollzieht er meisterhaft. Denn der Autor hat ein ausserordentliches Gespür für das treffende Wort und die kleinen aber feinen Details. Er versteht es ebenso die passenden sprachlichen Bilder zu evozieren, dadurch wird der Leser zeitweilig zum Zuschauer - die Erzählung zum Film. Die pointierten, geschickt eingesetzten Dialoge, verhelfen der Geschichte ebenfalls zu Dynamik.

Michael Imhof gelingt es diesen etwas angestaubten Stoff auf erfrischende Weise neu zu erzählen. Dank seinem erzählerischen Geschick und den lebendigen Dialogen wird der Leser sehr gut unterhalten.

Sabrina Zimmermann

Eine schicksalshafte Nacht

Edinburgh, 10. Juni 1882. Mitternacht zog näher und die Strassen glitzerten vom Nieselregen, der am späteren Abend eingesetzt hatte. Abgesehen von den Strassenlaternen und einiger schwach erleuchteter Fenster war die Stadt bereits dunkel. Ein einsamer Nachtschwärmer schwankte durch eine der Strassen in der Nähe des Grassmarket, in denen vor einigen Stunden noch die Hölle los gewesen war, doch deren Läden und Kneipen sich nun ebenfalls verlassen und dunkel präsentierten.

Der Betrunkene strauchelte und suchte Halt an einem Laternenpfahl, als plötzlich auf der anderen Strassenseite die Tür des „Highlander's Inn“ aufgestossen wurde und sich ein breiter Streifen goldenen Lichts auf das nasse Pflaster ergoss. Zwei kräftig gebaute Männer, die genauso wie er dem Rausch des Alkohols erlegen waren, wurden, sich gegenseitig stützend, mit einem sanften aber entschlossenen Stoss aus der Kneipe spedit. Einer von ihnen murmelte etwas Unverständliches, während der andere wehmütig die leere Whiskyflasche betrachtete, die er immer noch fest in seiner Pranke hielt. Sie rafften sich zusammen und taumelten gemeinsam die Strasse entlang davon, in eine Richtung, von der sie sich nicht sicher zu sein schienen, ob es auch wirklich die richtige war.

Der Mann am Laternenpfahl kicherte, wurde sich seiner eigenen Lage bewusst und torkelte dann seinerseits weiter, seinem Heim entgegen.

Matthew Blake warf die Tür hinter sich ins Schloss und gab dem alten, verrosteten Schlüssel einen kräftigen Ruck. *Endlich!* Es hatte ihn einige Mühe gekostet, diese letzten beiden Säufer loszuwerden, doch jetzt war die Taverne endlich leer. Nur noch sein Vater, Duncan Blake, seine Mutter und er waren im von Tabakqualm und Alkoholgeruch geschwängerten Schankraum, in dem nun endlich Ruhe eingekehrt war. Er griff nach dem Besen in der Ecke und begann, den Boden zu fegen, während sein Vater die verschrammten Tische mit einem fleckigen Lappen abwischte und die Stühle und Hocker auf sie hievte.

„So!“ Duncan stellte den letzten Stuhl auf den Tisch und klatschte einmal in die Hände. „Wir müssen daran denken, bald wieder neuen Whisky zu kaufen.“, sagte er mit seiner gewohnt lauten Stimme. „Hätte nicht gedacht, dass die verdammten Lowlander so viel saufen

können!“ Er lachte kurz und bellend auf und lief an Matthew vorbei, der noch einige Scherben aufkehrte und zu den anderen in die Abfallgrube warf. „Lass den Tresen in Ruhe, Weib, der wird morgen eh wieder schmutzig!“, sagte er zu seiner Frau, die mit ihrem Lappen noch immer über die Holzplatte rieb. Sie warf ihn auf die Ablage darunter, löste die Bänder ihrer Schürze und legte sie über einen Stuhl. „Du hast recht, Geliebter, es ist sauber genug“, sagte sie. „Lass uns zu Bett gehen, morgen Sonntag werden ohnehin alle wieder hierher strömen.“ Sie schmiegte sich an ihn und sie gingen gemeinsam die Treppe zu ihrem Schlafzimmer hoch.

Matthew löste derweil noch das Seil, das den Leuchter in der Mitte des Inns auf der Höhe hielt und liess ihn vorsichtig herunter, um die daran befestigten Petroleumlampen zu löschen. Sein Vater drehte sich noch mal zu ihm um: „Gute Nacht, mein Sohn!

„Nacht, Vater!“, antwortete Matthew und nickte, aber als er sich abwandte, um den letzten Docht zu erlöschen, lächelte er verschmitzt. Normalerweise wäre er direkt ins Bett gegangen, damit er am nächsten Tag hellwach die Morgengäste würde bedienen können. Doch heute nicht! Heute hatte er einen guten Grund, der ihn noch nicht zu Bett gehen liess! Er zog den Leuchter wieder hinauf und knotete das Seil fest. Einzig und allein der Mond schien jetzt noch, getrübt von den zerfaserten Wolken, durch eines der oberen Fenster und beleuchtete den Schankraum mit seinem fahlen, weissen Licht.

Matthew wartete noch, bis er die Schlafzimmertür seiner Eltern zufallen hörte, dann preschte er die Treppe hinauf in sein Zimmer, zündete eine Kerze an und betrachtete sich in seinem Spiegel. Sein eigenes, achtzehn Jahre altes Gesicht blickte ihm entgegen, rot glühend vor Aufregung. Er rieb mit seinem Daumen einen Schmutzfleck von der Wange und fuhr sich mit beiden Händen durch die braunen Haare, um sie zu ordnen. Seine hellbraunen Augen flitzten nervös durch den Raum, er blickte noch einmal in den Spiegel, bevor er geschwind in seine Jacke schlüpfte, die Kerze wieder ausblies und sein Zimmer verliess, wobei er noch den alten schottischen Säbel mit sich nahm – schliesslich konnte man nie wissen, was für Gestalten um diese Zeit noch in den Strassen Edinburghs unterwegs waren.

Eiligst schlich er die Treppe wieder nach unten, durchquerte mit grossen Schritten die Schankstube und schloss vorsichtig, um möglichst wenig Lärm zu machen, die Tür auf. Er streckte seinen Kopf zur Tür heraus, um Ausschau nach eventuellen Beobachtern zu halten, und stellte dabei erfreut fest, dass es aufgehört hatte zu regnen. Er trat hinaus auf die

einsame Strasse, schloss die Tür wieder hinter sich ab und entfernte sich der von Gaslaternen beleuchteten Strasse entlang aus der Innenstadt. Bald hatte er das Edinburgh Castle hinter sich gelassen und den Grassmarket durchquert, während er seinem Ziel immer näher kam.

In Murrayfield, eine Stunde vom Stadtzentrum von Edinburgh entfernt, standen noch nicht viele Häuser, da erst vor einigen Jahren mit der Bebauung begonnen worden war. Eines der wenigen neuen Anwesen neben dem älteren Murrayfield House war dasjenige von General MacKenzie. Inmitten eines parkähnlichen Gartens, durch den ein Schotterweg zu einer zweigeteilten Eingangstreppe aus weissem Marmor führte, thronte es als stolzes klassizistisches Anwesen, durch einen hohen, efeuumrankten Eisenzaun von der Umgebung abgetrennt. Die Wände des länglichen, zweigeschossigen Gebäudes waren aus hellem Sandstein und zwischen den beiden Reihen grosser, vergitterter Fenster trennte ein Sims die beiden Stockwerke nach aussen deutlich sichtbar voneinander ab. Darüber klammerten sich mehrere Balkone mit schmiedeeisernen Geländern an der Fassade fest. Das mit Granitplatten gedeckte Walmdach war mit mehreren steinernen Schornsteinen gekrönt, von denen zu dieser späten Stunde nur noch einem von ihnen hellgraue Rauchschwaden entstiegen, die sich in feinen Schleifen hinauf in den Nachthimmel kräuselten.

Als Matthew an der Rückseite des Parks mit einiger Anstrengung den Zaun erklomm und dabei leise über das Gewirr von Efeuranken und die scharfen Spitzen auf den metallenen Streben fluchte, stellte er erleichtert fest, dass hinter einem der Fenster im oberen Stock wie erhofft der Schein einer Kerze flackerte. Neben dem Fenster war eine Tür, die auf einen kleinen, privaten Balkon führte, gleich neben dem grossen Balkon in der Mitte des Stockwerks.

Matthew schwang sich vom Zaun und landete nach einem kurzen Fall etwas unsanft in einem Strauch Heidekraut. Er rappelte sich auf und wandte sich, einige Zweige und Blätter aus den Kleidern schüttelnd, wieder dem Fenster zu.

Mit jedem Schritt, den er auf das Haus zu tat, schlug sein Herz schneller und kräftiger, als wollte es ihm in der Brust zerspringen, seine Beine zitterten und sein Gesicht fühlte sich glühend heiss an. Vor dem Balkon zögerte er und ging noch einmal die Worte durch, die er sich zurechtgelegt hatte.

Mach schon!, fauchte er sich an. Er bückte sich, nahm ein paar Steinchen aus dem schmalen Kiesbett, welches die Rasenfläche von der Fassade trennte, holte aus und warf eines gegen das erleuchtete Fenster. Ein leises Geräusch, kaum wahrzunehmen, ertönte, als der Kiesel gegen das Fenster prallte. Matthew holte erneut aus, als sich endlich etwas regte: Die Flamme bewegte sich, jemand hatte die Kerze aufgenommen. Sie näherte sich dem Fenster, der Schein drang jetzt stärker durch die Scheibe, dann verschwand die Flamme aus seinem Blickfeld und die Balkontür öffnete sich langsam, bevor das Licht wieder erschien.

Matthew senkte seinen Blick und starrte gegen die helle Fassade. Aus dem Augenwinkel sah er im Schein der Kerze den langen, weissen Saum eines Negligés auf den Balkon huschen, aber er zwang sich, nicht nach oben zu sehen und begann stattdessen seinen Text: *„Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt.“*

„Matthew?“, fragte eine ihm nur zu bekannte Stimme ins Dunkel.

„Doch still, was schimmert von dem Balkon dort? Es ist der Ost, und Abby ist die Sonne!“, er hob seinen Kopf und blickte zu ihr auf. Das weiche, helle Gesicht, das er so oft in seinen Träumen gesehen hatte, blickte ihm im Kerzenschein entgegen: das spitze, vorgeschobene Kinn, die freche Stupsnase, die smaragdgrünen, grossen Augen mit ihren langen Wimpern und geschwungenen Brauen; alles umrahmt von einem Kranz aus langen, feuerroten Locken, die ungebändigt bis auf ihre Schultern fielen. „Was...?“, fragte sie überrascht und lachte verlegen.

Verzweifelt versuchte Matthew, die Worte, die ihm ob Abbys wunderbarer Erscheinung entglitten waren, wieder einzufangen: *„Geh auf, du holde Sonn! Ertöte Lunen, die neidisch ist und schon vor Grame bleich, dass du viel schöner bist. – Du bist es, meine Göttin! Meine Liebe! Oh wüsstest du, dass du es bist!“*

„Wie wunderschön, Herr Montague!“, erwiderte sie mit einem spöttischen Lächeln auf ihren sanften, roten Lippen, während sie verzweifelt gegen die Tränen ankämpfte, die ihr nun aus Rührung und Bedauern in die Augen treten wollten. Die beiden kannten sich seit nunmehr zehn Jahren, aber nie im Leben hätte sie erwartet, dass Matthew in sie verliebt sein könnte. Sie hatte ihn immer nur als ihren Freund gesehen.

„Abigail, ich liebe dich, von ganzem Herzen und mit aller Kraft, so wie Romeo seine Julia, so stark, so leidenschaftlich, wie es ein Sterblicher nur kann! Du bist mein Sonnenschein,

solange ich in deiner Nähe bin, kenne ich keine Dunkelheit!“, gestand er ihr jetzt geradeheraus, wobei er auf die Knie sank.

Er sah ihre geröteten Wangen im orangen Schein der Flamme. „Oh, Matthew!“, seufzte sie niedergeschlagen, „Ich mag dich wirklich! Du bist mein bester Freund, schon seit wir uns kennen, aber wir können nicht...!“, sie rang verzweifelt nach Worten, „Mein Vater würde das niemals erlauben, er besteht darauf, dass ich Tavish MacGregor heirate.“

„Vergiss den groben Klotz, meine Sonne, vergiss deinen Vater!“, flehte Matthew, „Lass uns zusammen von hier fortgehen, lass uns in die Highlands gehen, oder nach London, oder meinetwegen auch nach Amerika!“

„Ich – ich kann nicht, Matthew!“, flehte sie, der Verzweiflung nahe, „Ich kann nicht von hier weg, ich kann nicht einfach alles zurücklassen; meine Eltern, mein Zuhause, die Stadt, meine Erinnerungen – unsere Erinnerungen! Du willst doch nicht, dass ich all unsere gemeinsamen Erinnerungen einfach so wegwerfe, und an einen fremden Ort gehe, wo ich mich unmöglich mehr daran erinnern kann?!“, sie nahm tief Luft, nur noch einen Wimpernschlag davon entfernt, endgültig in Tränen auszubrechen, „Es tut mir leid, Matthew, aber ich gehöre hierher, nach Edinburgh! Diese Stadt ist meine Welt, und in dieser Welt werde ich in einigen Monaten Tavish heiraten.“ Dies war, ungeachtet dessen, dass ihr der Gedanke selbst nicht ganz behagte, wahr.

„Abigail...!“, Matthew sah bittend zu ihr auf, aber bevor er fortfahren konnte, fuhr sie erschrocken zusammen und warf einen ängstlichen Blick über ihre Schulter zurück ins Innere des Anwesens. „Da kommt jemand!“, flüsterte sie zu ihm hinab, „Du solltest jetzt gehen, es ist besser, wenn dich niemand sieht! Du weißt, Vater mag dich nicht!“

Matthew hauchte einen Kuss auf seine Fingerspitzen und blies ihn sanft zu ihr hinauf. „Wir werden uns wiedersehen!“, flüsterte er, als sie ihre Kerze erlöschte.

„Pass auf dich auf!“, rief sie ihm leise hinterher, als sich Matthew in den Schatten eines hohen Gestrüpps duckte und in Richtung der Umzäunung davonschlich. Hinter sich hörte er die gedämpften Stimmen von Abby und ihrem Vater.

Rasch erkletterte er wieder den Zaun und sprang auf der anderen Seite wieder hinunter, wo ihn der Aufprall mangels federnder Sträucher gewaltig zusammenstauchte.

„Na, wen haben wir denn hier?“, ertönte über ihm eine kratzige, leicht unsichere Stimme, triefend vor Spott und Schadenfreude.

Matthew sah erschrocken auf und alle Farbe wich aus seinem Gesicht. „Tavish!“

Vor Matthew stand breitbeinig Abbys Verlobter, die breiten, behaarten Hände in die Hüften gestützt. Er trug karierte Hosen aus Kammgarn mit dem Tartan der MacGregors und ein schmutziges, weisses Hemd. Seine braunroten Haare waren im Nacken zu einem Pferdeschwanz gebunden und auf seinem kantigen, schlecht rasierten Gesicht zeichneten sich Trunkenheit und Kampfeslust. Aber all das war nebensächlich, denn Matthews Aufmerksamkeit war in diesem Augenblick voll und ganz auf das lange Rapier gerichtet, das an Tavishs Gürtel baumelte und welches dieser nun genüsslich langsam blankzog. „Ich werde dich lehren, meiner Verlobten den Hof zu machen!“, blaffte er und richtete die im Mondlicht schimmernde Klinge auf Matthews Kinn, wobei seine Hand kein Bisschen zitterte. Offenbar hatte der Alkohol erst seinen wenigen Verstand, nicht aber seine Koordination beeinträchtigt.

Matthew hob beschwörend seine Hände und wich einige Schritte zurück, bis er mit dem Rücken zum Zaun stand. „Wir sollten nichts überstürzen, MacGregor!“

Doch sein Gegenüber grinste bloss und holte aus. Die Klinge sauste mit hohem Zischen heran. Matthew sprang zur Seite und das Rapier schlug gegen den Zaun, der dabei einen glockenhellen Klang von sich gab. Mit einem Sprung entfernte sich Matthew aus der Reichweite eines zweiten Hiebs und zog seinen Säbel.

„Aha, jetzt willst du doch kämpfen?“, triumphtierte Tavish und schlug Matthews Waffe mit einem Schwung zur Seite, so dass dieser Mühe hatte, sein Schwert rechtzeitig wieder zurück zu reissen, um die lange Klinge des Rapiers mit dem Korb abzublocken. Er biss auf die Zähne und stiess die gegnerische Waffe mit aller Kraft zurück.

Tavish rückte einen Schritt von ihm ab und liess ihn verschnaufen. Matthew spürte, wie der Schweiss auf seine Stirn trat und ihm in der frischen Nachtluft die erwünschte Kühlung verschaffte, aber er atmete schon nach diesem kurzen Schlagabtausch schwer und seine Muskeln brannten wie Feuer. Lange würde er nicht durchhalten, und dann lag es in Tavishs nicht gerade wohlgesonnener Hand, was mit ihm geschehen würde. Matthew dachte gerade

darüber nach, ob es nicht besser wäre, die Flucht zu ergreifen, als eine hohe, sich überschlagende Stimme durch die Luft schnitt. Abby!

„Hört sofort auf damit!“, kreischte sie, als sie über das Pflaster rannte, barfuss und mit einem Morgenmantel bekleidet, den sie locker über ihr Nachthemd geworfen hatte. „Was glaubt ihr eigentlich, was ihr hier tut?! Schlagt euch mitten in der Nacht auf der Strasse wie zwei Gesetzlose! Und weshalb?! Wegen, wegen,...“, ihre Worte versiegtten und sie endete mit einem entnervten Aufschrei, den Matthew nur zu gut kannte.

„Glaubst du ich lasse ihn einfach ungestraft davonkommen, nachdem er sich an dich, *meine Verlobte*, rangemacht hat?!“, verteidigte sich Tavish.

„Er hat nicht... *Aufhören!*“, schrie sie, als das Rapier erneut auf Matthew niedersauste und ihm fast den Säbel aus der Hand geschlagen hätte. Matthew sah ein, dass er auf sich allein gestellt war. Weder Abigail noch ihr Vater, der hinter ihr her gehumpelt kam, würden Tavish rechtzeitig Einhalt gebieten können, um Matthew vor Schlimmerem zu bewahren. Und eine Flucht kam, jetzt da sie zusah, ohnehin nicht mehr in Frage. Er versuchte demnach, sich verzweifelt an alles zu erinnern, was er übers Fechten wusste, und das bedauerlicherweise zum grössten Teil aus Büchern stammte, da er selbst bislang nur wenig Zeit gehabt hatte, um eigene Erfahrungen im Schwertkampf zu sammeln. Er versuchte, sich genauestens auf Tavishs Bewegungen zu konzentrieren, versuchte, etwas auszumachen, eine Lücke in seiner Deckung oder ein kleines Zucken in seinen Muskeln, das einen bevorstehenden Angriff verraten könnte, doch auch der nächste Hieb traf genauso hart und unerwartet wie die vorigen auf seine Klinge und liess seinen ganzen Körper erzittern, als wenn ihm der Gegner einen Felsblock entgegengeschleudert hätte. Matthews einzige Chance könnte noch der Grössenunterschied sein: Da Tavish fast um einen Kopf über ihn ragte, zielte dieser vornehmlich auf Matthews Brust und Kopf, da musste es für Matthew doch ein Leichtes sein, ihm weiter unten einen Treffer zufügen zu können.

Inzwischen taub für Abbys Gekreische passte Matthew den nächsten gegnerischen Hieb ab. Das Rapier sirrte auf Höhe seiner Brust durch die Luft und hätte ihm dieselbe mit Sicherheit aufgeschlitzt, aber Matthew duckte sich darunter hinweg, machte einen schrägen Ausfall nach vorn und schlitzte mit einem gezielten Schwung die Hose und die obere Hautschicht von Tavishs linkem Bein auf. Ein überraschter Schmerzensschrei entrang sich Tavishs Kehle und Abby hinter ihnen zog scharf die Luft ein. Bevor sein Gegenüber Zeit hatte, zu

reagieren – oder er selbst nachzudenken –, tauchte Matthew unter dem Rapier hindurch, zielte auf Tavishs Bauch und stiess zu. Mit einem hässlichen Geräusch drang die Klinge in den Körper ein. Tavish schrie wie am Spiess und Abby kreischte so hoch und durchdringend, dass Matthews Ohren schmerzten. Er zog den Säbel wieder heraus und Tavish plumpste schlaff wie eine Puppe auf das harte Pflaster. Auf seinem weissen Hemd wie auf Matthews Klinge glänzte das tiefrote Blut und Tavish presste sich stöhnend die Hände auf die Wunde und wand und krümmte sich vor Schmerzen.

In Matthews Kopf pochte sein Herzschlag und wie in weiter Ferne hörte er, wie das Schwert, das seiner Hand entglitten war, klirrend zu Boden fiel. Abigail stiess ihn unsanft zur Seite, als sie an ihm vorbeieilte, kniete sich an Tavishs Seite nieder und nahm behutsam seine Hand in die ihre. Matthew betrachtete das alles wie aus unendlicher Entfernung. Er fühlte sich, als ob dies alles in einer völlig anderen Welt geschähe, die ihn überhaupt nichts anging, und doch stand er da, während die schreckliche Gewissheit seiner Tat langsam zu ihm durchsickerte.

„Was hast du getan?!“, schrie ihn Abby tränenüberströmt an. Ihr Gesicht war verzerrt von Sorge, Wut und – *nein?! –* Verachtung!

Matthew wandte sich ab und rannte davon, liess alles hinter sich: den sich windenden Tavish, die völlig aufgelöste Abby und ihren Vater, der lauthals fluchte, während seine Tochter schluchzend über Tavish gebeugt war und ihn bei den Händen hielt, als könnte sie ihn so daran hindern, in Bewusstlosigkeit abzugleiten.

Er rannte weg, immer schneller in eine ihm unbekannte Richtung. Tränen verschleierten seine Sicht und seine Ohren pfften. Gut so! Er wollte nichts sehen, nichts hören. Er wollte nicht hören, wie Abby ihm schluchzend hinterherschrie: „*Ich will dich nie wieder sehen!*“ Er wollte nur noch weg, weg! Am besten irgendwo verkriechen, wo ihn keiner finden konnte, und seinen eigenen Tränen freien Lauf lassen. Diese Nacht war dazu bestimmt gewesen, Abby für sich zu gewinnen, und nun hatte er sie für immer verloren! Er wusste es, hatte es in ihren Augen gesehen, dass sie ihm dies nicht verzeihen würde. Aber spielte das überhaupt eine Rolle? Er musste ohnehin alles zurücklassen, er musste Edinburgh verlassen, ehe man ihn verhaften und, sollte Tavish nicht überleben, hängen würde.

Er rannte weiter durch die Strasse, zurück Richtung Innenstadt. Mit Mühe erkannte er im Schein der Strassenlaterne das „Highlander's Inn“ durch den Schleier aus Tränen und

Schweiss wieder. Er eilte zur Tür und schloss sie mit zitternden Fingern auf, schlüpfte geschwind in den Schankraum und schlich nach oben in sein Zimmer, um seine Eltern nicht zu wecken. – Seine Eltern! Sein rasendes Herz setzte einen Schlag aus bei dem Gedanken, seine Eltern, ohne sich von ihnen zu verabschieden, zurücklassen zu müssen. Aber wie konnte er ihnen denn jetzt noch in die Augen schauen, nach dem, was er getan hatte?! Er öffnete alle Schubladen in seinem Zimmer, durchwühlte den Schrank und die Truhe und sammelte alles, das sich als nützlich erweisen könnte, ein, um es in eine grosse Reisetasche zu stopfen. Er holte seinen ledernen Geldbeutel aus dem Versteck und steckte ihn ein. Obwohl er seine gesamten Ersparnisse enthielt, befanden sich wohl kaum mehr als zwanzig Pfund darin.

Matthew verharrte noch kurz in seinem Zimmer, atmete zum letzten Mal den vertrauten Duft nach Zuhause und Kneipe ein, dann verliess er, leise darüber fluchend, dass er den Säbel hatte fallen lassen, das Inn, um zu einer Reise aufzubrechen, deren Ausgang er zu diesem Zeitpunkt auf keinen Fall für möglich gehalten hätte.

Förderpreis

Kategorie B (2. & 3. Klassen)

Dejana Milićević (3C)

Koprivna

Koprivna

*„[...]Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten
an keinem wie an der Heimat hängen[...]“ – Hermann Hesse*

Regen prasselt
gegen frisch geputzte
Fensterscheiben
Nachbars Hund bellt
vorüberfahrende Wagen an
Vögel singen
auf Dächern
im Morgengrauen –

Laut
und doch
herrscht Stille

Erste Sonnenstrahlen brechen
durch die dicke Wolkenwand –
hier

In der Ferne –
Hupen
Nervöses Nägelkauen
Zuschlagen der Autotüren
Signalton beim Herauffahren des Computers
Lautes Rufen
Lärm
Erwachsensein –

in der Ferne

Hier –

Heimat

Nebel hängt

über den Wiesen

wie Spinnweben

Beim Vorbeifahren

noch ein

letzter Blick –

hier

und dann

für immer –

in der Ferne

Förderpreis

Kategorie B (2. & 3. Klassen)

Simon Gerber (3SDm)

Ich hab's wenigstens versucht

Ich hab's wenigstens Versucht

So mal schau...

Wie wär's mal mit 'nem Poetry Slam!

Ich will etwas verfassen.

TOT!

Dunkle Ecken in dunklen Gassen, verstecken vor blassen Grimassen. Wir können alles Revue passieren lassen. Die verhassten, mit Fahnenmasten verpassten Soldaten rasten. Sie machten halt, damals, in dem dunkeln Wald. Sie wurden geschlachtet, als die Wachen beim Rasten nicht gut aufgepasst hatten und den Feind durch die Büsche haben preschen lassen. Der Anführer war einer von diesen ganz krassen, der die Köpfe hat verdreschen lassen. Kann sowas einer fassen?

KRIEG!

Der Tod eilt von Mann zu Mann, fliegt in rasantem tempo heran und rammt dann dem kranken Lamm einen Holzstamm in den verschlammten Wanst.

BÄMM!

Der Knall des Unfalls – es prallt ein Kopf auf den Asphalt. Blut wallt in Strömen in den neben der Strasse liegenden Wald, wo vor hunderten Jahren mit viel Gewalt eine Schlacht stattfand und die Wache nicht aufgepasst hat..– und so weiter.

TOT!

Nein, das kann ich nicht bringen. Da kommt ja nix gescheites dabei raus.

Was soll's dann sein? Ein Drama?

Selbstmord? – ausgelutscht.

Todschat? – langweilig.

Missbrauch?

Der Traum eines Kindes in einer verschneiten Nacht – halt, stopp, das gab's alles schon.

Also Poetry war nix, Drama ist öde, ein Gedicht?

Ein Gedicht mit Zusammenhang, nicht so ein Kinderding, eher etwas Erwachsenes – ich bin ja bald volljährig, sollte den Massstab ein wenig anpassen... Also:

Hmmhm (Räusper)

Kackbraun

so beschreib ich die Farbe ihrer Augenbraun...-

gefällt dir nicht? na und..

Der Tag verläuft ganz normal,

weder besonders bunt

noch rund..

eher schwerfällig – Nachgeschmack ungesund

Ach was soll denn das, ich bring wohl gar nichts her...

Am Rande der Verzweiflung sollte doch noch etwas zustande kommen, biiitteeee!!!

Der Tag beginnt mit Gähnen

Tränen aus den Augen kämmen

Haare streichen und Nägel föhnen

wieder im Pariser den Partner mit dem Bett krönen

und laut stö...

..also nein! Ich schreib morgen weiter.

So, heute ist morgen.

Was schreib ich denn jetzt?

Ich-Perspektive.

Ich will etwas erzählen.

Ich ziehe den Leser direkt in das Geschehen hinein.

Er soll noch nicht wissen um was es genau geht.

Es soll ihn packen.

Er soll die Situation so erfahren, wie ich sie erlebt habe.

Am wichtigsten ist, dass ich mal anfangen. Irgendwie muss ich in einen bestimmten Zustand geraten. Ich nenne das „Flow“. Wenn ich einfach schreibe und schreibe und mich nichts mehr hält. Musik an! Musik hilft beim Schreiben. Jedenfalls bei mir ist das so.

Heute zieh ich es durch.

Heute ist schliesslich morgen und nicht gestern.

Na dann mal los!

Ich atme ein.

Ich atme aus.

Startschuss in 10 Minuten. Es ist kalt, eiskalt.

Ein Blick auf die Uhr. Es wird Zeit.

Ich senke den Kopf, blende die Leute, die hektisch um mich herum schwirren aus. Ich blende die Stimme des Speakers und die Musik aus den Boxen im Start-Ziel-Gelände aus, und schliesse die Augen.

Ich atme ein.

Ich atme aus.

Ein.

Aus.

Ich lasse positive Erinnerungen durch mich hindurch strömen.

Und atme ein.

Und aus.

Augen auf.

Die Welt scheint sich verändert zu haben. Mein Blick ist schärfer, meine Wahrnehmung gestärkt.

Ich ziehe die dünne Jacke aus, nehme die Rennskis und laufe zum Start.

Noch 2 Minuten.

Mein ganzer Körper ist angespannt. Ich starte in der zweiten Reihe.

Keine Gedanken an Gewinnen.

Keine Gedanken an Verlieren.

Nur das Rennen vor Augen.

Ich lasse mir die Strecke ein letztes mal durch den Kopf gehen. Die langen Geraden. Die steilen Aufstiege. Die schnellen Kurven in der Abfahrt. 3 Runden muss ich laufen.

15 Sekunden.

Ich nehme die Startposition ein und warte.

Der Startschuss zerreisst die Stille. Meine zum Zerspringen angespannten Muskeln scheinen zu explodieren. Alles verschwimmt für einen Moment. Adrenalin schiesst ins Blut.

In der Spitzengruppe eingereiht halte ich mit. Mein Fokus liegt ganz auf dem Rennen. Ich suche meinen Rhythmus, achte darauf, was die anderen machen. Meine Beine fühlen sich gut an. Es macht Spass!

Während des Rennens denke ich nicht viel nach. Ich laufe gut. Kein Grund, sich sorgen zu machen.

Schon zum zweiten Mal ziehe ich am Ziel vorbei. Noch eine Runde. Etwas mehr als sieben Kilometer sind absolviert. Die Kälte macht mir zu schaffen. Sie schneidet sich bei jedem Atemzug in meine Lunge. Der Puls steigt immer mehr, das Tempo wird höher.

Die Führenden ziehen davon, da kann ich nicht mithalten. Ein leises Stimmchen meldet sich in meinem Hinterkopf.

„Laufen sie dir davon? Bist du zu schwach?“

Ich versuche, es zu unterdrücken. Nicht nachdenken!

Aber ich denke ja schon nach. Der erste Fehler ist passiert. Meine Atemwege schnüren sich ein wenig zu. Luft zu holen fällt mir schwerer. Sofort konzentriere ich mich auf meine Atmung. Ich darf jetzt nicht die Fassung verlieren.

Der letzte Anstieg kommt näher. Direkt vor mir greift einer an. Mit langen, schnellen Schritten reißt er eine Lücke auf. Meine Reaktion kommt blitzartig. Ich spurte ihm nach, lasse mich nicht abhängen. Doch meine Kehle hat sich nun endgültig zugeschnallt. Ich kann kaum noch einatmen, kriege keine Luft mehr. Und trotzdem kämpfe ich mich durch. In meinem Kopf wütet ein Sturm. Gedanken überschlagen sich, Panik und Hilflosigkeit überspülen alle Bemühungen, mich vor der Atemnot zu schützen. Der Aufstieg ist geschafft. Nur noch der Gedanke an das Ziel lässt mich meine Position halten. Kaum habe ich die Ziellinie überquert, breche ich zusammen. Am Boden liegend und nach Luft röchelnd beruhigen sich meine Gedanken. Und zeitgleich entspannt sich meine zusammengeschnürte Kehle. Ich atme tief und gierig die Luft ein.

Und ich atme aus.

Und ein.

Und aus.

Und das Rennen hat – wo auch sonst – in dem Wald stattgefunden, wo damals die Wachen nicht aufgepasst hat,

– ich glaube ihre Augenbrauen waren kackbraun –
und wo ein Lamm dann einen Stamm in den Wanst gekriegt hat

– ich glaube das Lamm hat die Tränen nicht aus den Augen gekämmt –
und ein Unfall dem Opfer das Blut aus dem Schädel hat spritzen lassen

– ich glaube der Kopf wurde verdroschen –
und alles war tot und so endet meine Bemühung, doch noch einen Text hinzukriegen.

Morgen war auch nicht besser als gestern...

Vielleicht ein bisschen...

Ich hab's wenigstens versucht.

1. Preis

Kategorie C (4. & 5. Klassen)

Nina Abgottspon (5C)

Was Frieden bringt

In ihrem dafür kurzen Text gelingt es der Autorin auf eindringliche Weise das «Ritzen», eine Form von Selbstverletzung, wie wir sie vor allem bei weiblichen Jugendlichen antreffen, zu thematisieren. Mindestens 800 000, vor allem Jugendliche, sollen es in Deutschland sein, die sich über eine kürzere oder längere Zeit mit Gegenständen, bevorzugt mit Rasierklingen, meistens am linken Vorderarm verletzen, bis die „roten Tränen“ die Haut bedecken.

Warum brauchen Jugendliche diesen selbstzugeführten Schmerz? Oft können sie dies selber auch nicht genau erklären. Es ist diese erdrückende Stille, wie sie sie unsere Autorin beschreibt, dieses «schwarze Loch, das mich erbarungslos in die Tiefe zieht» aus welchem man „keinen Weg nach aussen“ findet, ausser sich einen Schmerz zuzuführen, welcher den anderen, unerträglichen Schmerz überdeckt und wieder «Frieden bringt». Die Hauptperson ritzt sich an der Hüfte, an einer Stelle, die kaum jemand sieht. Es soll, wie die Autorin schreibt, ihre Tat, ihr Körper, ihr Schmerz und ihr Geheimnis sein, niemand habe dazu etwas zu sagen.

Nina Abgottspon ist es gelungen, dank ihrer virtuos, messerscharfen Sprache den Vorgang des Ritzens zu beschreiben und dessen Ablauf so verständlich und einfühlsam zu schildern, dass es unter die Haut geht.

Stephan König

Was Frieden bringt

Ich atme tief ein. Der Schmerz erdrückt mich. Langsam strömt die Luft aus meinen Lungen; keine Linderung. Es scheint, als würde meine Brust in tausend Teile zerbersten. Jeder Atemzug betont von neuem den stumpfen Schmerz, den Druck auf meiner Brust, als würde etwas Schweres darauf liegen. Ich öffne langsam meine Augen. In der Dunkelheit zeichnen sich die Umrisse der Möbel in meinem Zimmer ab. Ich drehe mich auf die Seite, starre die Wand neben meinem Bett an. Ich kann nicht schlafen, wie so oft. Ich schaue auf die Uhr; 2:36 Uhr.

Stille umgibt mich. Es fühlt sich an, als ob nichts ausser mir existieren würde. Ich höre mein Herz, wie es unregelmässig schlägt. Wie es Blut durch meine Adern pumpt, wie das Blut rauscht in meinen Ohren. Ich höre meinen Atem, wie regelmässig die Luft ein- und ausströmt, mich zu beruhigen versucht. Ich halte die Stille nicht aus, sie erdrückt mich, wie eine schwere Decke, die mir jede Möglichkeit zum Atmen nimmt. Ich schalte Musik ein.

Die gleichen Lieder wie immer, die mich begleiten in meinen dunklen Nächten, wenn es mir ohne Grund schlecht geht. Sie sind mein Elixier, halten mich in diesem Moment am Leben, helfen mir, am Schmerz nicht zu zerbrechen. Doch können sie diesen nicht lindern, aber immerhin dafür sorgen, dass er nicht schlimmer wird.

Es fühlt sich an, als wäre in meiner Brust ein schwarzes Loch, das mich erbarmungslos in die Dunkelheit zieht, gierig und niemals satt. Ich fühle mich starr, ich kann mich nicht wehren. Werde tiefer, immer tiefer ins Dunkle gezogen, versuche, mich nicht vollkommen einnehmen zu lassen, finde keinen Weg hinaus. Und keine Kraft. Mein Leben scheint einer zähen Masse gleich, in der Bewegung schier unmöglich ist. Die Dunkelheit hält mich in ihrem eisernen Griff.

Ich atme tief ein und setze mich auf, halte kurz inne, um meine Gedanken zu sammeln. Ich kann es nicht tun; nicht schon wieder. Aber es bringt mir Ruhe. Und Schlaf. Und es löscht den Schmerz. Ich strecke meine Hand aus, öffne die Nachttischschublade, taste in der Dunkelheit. Meine Hand schliesst sich um einen kühlen Gegenstand; eine kleine Schatulle. Vorsichtig öffne ich die mit Muscheln verzierte Schatulle: zwei Rasierklingen befinden sich darin. Klein, silbrig glänzend in der Dunkelheit, hauchdünn und scharf. Ich nehme zärtlich

eine heraus, betrachte sie. Das Licht der Strassenlaterne vor meinem Fenster spiegelt sich darin, kalt, zerstörerisch und wunderschön.

Ich schlage die Decke zurück, greife nach meinem Hosenbund und schiebe diesen vorsichtig nach unten, bis meine Hüftknochen frei liegen. Spitz stehen sie hervor, wie zwei Bergspitzen überspannt mit bleicher Haut. Haut mit Narben übersät, wie ein Schlachtfeld, kreuz und quer. Jede einzelne Zeugnis einer schlechten Nacht.

Hüften sind ein dankbares Körperteil. Immer mit Kleidung bedeckt, selten jemandem preisgegeben. An den Armen wäre es viel zu auffällig, jeder könnte es sehen. Es an den Armen zu tun hat etwas Theatralisches, als wolle man es der Welt zeigen. Irgendwie aufmerksamkeitsheischend. Nein, ich möchte nicht, dass es jemand weiss. Es ist meine Tat, mein Körper, mein Schmerz und mein Geheimnis; niemand hat dazu etwas zu sagen.

Ich atme tief ein. Schliesse meine Augen. Setze die Klinge an meine Hüfte. Langsam erhöhe ich den Druck, ziehe die Klinge hinunter. Adrenalin schiesst in mein Blut, mein Herz beginnt zu rasen. Mir wird heiss. Das Rauschen in meinen Ohren wird lauter. Mein Atem geht schnell und unregelmässig. Ein leichtes Seufzen. Der Schmerz ist nur kurz, wie ein Blitz. Mein Körper jedoch beruhigt sich nicht. Ich setze wieder an. Noch ein Schnitt. Noch einer. Und noch einer. Immer so weiter.

Mein Körper steht unter Stress. Kleine Schweissperlen sammeln sich auf meiner Stirn. Das Gefühl von Leben kehrt in mich zurück. Mein Körper reagiert, arbeitet, zeigt mir, dass ich noch funktioniere. Lebendigkeit, ein Gefühl, das ich sonst vermisse. Wenn die kalte Klinge meine Haut sauber aufreisst, das Blut langsam hervortritt, sich in kleinen roten Perlen sammelt, dann bin ich nicht mehr in dieser Apathie gefangen, ich lebe. Nur dieser kleine Schnitt mit wenig Druck.

Nach ungefähr acht Schnitten höre ich auf. Es reicht. Ich muss noch verheilte Haut übriglassen. Für weitere Nächte. Denn so schnell wird der Schmerz nicht enden. Ich betrachte die Klinge, kein Blut darauf zu sehen. Ich taste nach dem Desinfektionsmittel. So heilen die Wunden schneller. Ich wische das Blut weg, reibe die Schnitte damit ein und lege ein Taschentuch darauf. Ein wenig Blut drückt durch, die Wundheilung setzt sofort ein. Meine Bewegungen sind vorsichtig und bedacht, es dürfen keine Flecken irgendwo entstehen. Ich ziehe meine Hose darüber.

Ich atme tief ein. Das Adrenalin schwindet aus meinem Blut, eine angenehme Leere macht sich in mir breit. Ich bin ruhig. Der Schmerz hat aufgehört. Ich bin erschöpft, bin plötzlich sterbensmüde. Ich schalte die Musik aus, lege mich wieder hin. Liebevoll lege ich die Klinge zurück zur zweiten, schliesse die Schatulle. Klinge, mein Retter und Zerstörer. Das Einzige, was mir Schlaf und Linderung, was mir Frieden bringt.

2. Preis

Kategorie C (4. & 5. Klassen)

Désirée Varonier (5E)

Akte Nr. 512

Das Thema psychische Störungen ist gewagt, sticht aber aus den restlichen Beiträgen des diesjährigen Schreibwettbewerbes hervor. Mit Hilfe eines inneren Monologes erhalten wir Einblick in die Lebenswelt eines Psychiatriepatienten. Zum Schluss hingegen wird dem inneren Monolog, der zunehmend in einen delirierenden Dialog übergeht, eine Metaebene in Form eines Patientenberichtes gegenübergestellt. Ein Spiegel, der es dem Leser möglich macht, um die Hauptperson der Geschichte (den Patienten) zu kreisen. Dieser Kunstgriff erlaubt es dem Leser, die Aussen- und Innensicht gleichzeitig wahrzunehmen.

Die Autorin führt sprachlich eine feine Klinge, ohne sich dabei in den exzessiven Gebrauch hoch trabender Formulierungen zu flüchten. Das verleiht dem Text einen ästhetischen Charakter, der eigentlich (oder besser: vordergründig) im Gegensatz zur geschilderten Szene steht. Die Ästhetik des Hässlichen - faszinierend.

Die sprachlichen Bilder überzeugen: ein ansteigender Wasserpegel eines reissenden Flusses, ein Gewitter, eine Marionette, deren Fäden jederzeit gekappt werden können. Man kann die Beklemmung und die aufsteigende Panik beim Patienten förmlich mit Händen greifen.

Dank kurzen Sätzen und sehr gezielt eingesetzten Worten mit bewusst gewählten Bedeutungsinhalten erzeugt die Autorin gleichzeitig Atmosphäre, Spannung und Dynamik. Sätze wie trockene Hammerschläge. Kurz, heftig, grell, klar verklingen sie mit glockenhellem Klang.

Mathias Gsponer

Akte Nr. 512

Deine Augen schweifen unruhig im Raum umher. Du fühlst dich beobachtet, obwohl du alleine bist. Die Kälte, die dich umgibt, lässt dich erschauern. Du schlingst deine Arme noch fester um deinen Oberkörper und kauerst dich noch fester auf dem harten Boden zusammen. Die kühle Wand hinter deinem Rücken gibt dir auf skurrile Art Halt und erinnert dich daran, dass du tatsächlich hier bist. Um dich herum ist nichts. Nichts als ein leeres Zimmer mit einem Bett, oder besser gesagt einer Matratze.

Du lauschst.

Du hörst nichts.

Vermutlich bist du hier sogar in Sicherheit. Vorerst zumindest. Denn trotz der Stille und des beklemmenden Nichts spürst du ihre Präsenz. Sie nähert sich dir. Die Angst vor ihr wird grösser. Man kann es in etwa mit dem Wasserpegel eines ansteigenden, reissenden Flusses vergleichen. Oder ein Gewitter, welches leise in der Ferne donnernd seine Ankunft ankündigt.

Woher weiss sie, wo du bist?

Du bohrst deine Fingernägel in deine Oberarme und versuchst dich selber zu beruhigen, indem du beginnst vor und zurück zu wippen. Sie ist böse und sie wird dich gewiss finden. Du schüttelst aufgebracht den Kopf und versuchst, die aufkommende Panik zu verdrängen. Aber je mehr du dich anstrengst, umso mehr erdrückt dich die fremde Aura mit ihrer Schwere.

„Es ist niemand hier“, flüsterst du dir selbst Mut zu. „Ich bin ganz alleine. Sie findet mich nicht. Mir wird nichts passieren.“

Deine eigene Stimme beruhigt dich ein wenig. Du erinnerst dich daran, dass du als Kind immer Angst gehabt hast alleine in den Keller zu gehen. Meistens hast du irgendeine schräge Melodie gesungen oder mit dir selbst geredet, um eventuelle Fremdgeräusche, die dich hätten erschrecken können, zu übertönen. So ähnlich fühlt sich die Situation für dich nun an. Der Unterschied ist, dass du dich nicht mit Monstern und Hirngespinnsten deiner Kindheit auseinandersetzen musst, sondern mit ihr. Und sie ist alles andere als ein Abbild deiner Fantasie. Wenn sie dich in die Finger kriegt, wird sie dich quälen. Wie so oft. Du

weisst warum. Aber du willst es nicht wahrhaben. Du willst nicht zugeben, was du getan hast.

Wie lange wird sie dieses Spiel noch weiter spielen, bis sie sich entscheidet dich zu töten? Du kannst nicht fliehen. Du bist nur eine Marionette und sie entscheidet, wann es Zeit ist die Fäden zu durchtrennen.

Plötzlich hörst du jemanden deinen Namen rufen. Nicht irgendjemand, sondern niemand geringeres als sie. Sie ist noch weit entfernt, aber bei jedem weiteren Mal, wo sie deinen Namen benutzt, kommt sie näher. Genau in deine Richtung. Der raue, gefährliche Unterton in ihrer Stimme lässt dich erschauern. Du wagst es kaum zu atmen. Du kneifst die Augen zusammen und verbirgst dein Gesicht zwischen deinen Armen. Du wünschst dir in diesem Moment nichts. Nur dass es schnell vorbei sein wird.

„Hast du wirklich gedacht, ich würde dich hier nicht finden?“

Erschrocken darüber, dass sie bereits im selben Raum ist, fährst du hoch und reisst deine Augenlider weit auf. Dein Herzschlag beschleunigt sich unwillkürlich und im selben Moment gefriert dir förmlich das Blut in deinen Adern. Du siehst ihre Silhouette, verborgen im Schatten im anderen Ende des Zimmers. Sie lacht kurz höhnisch auf und macht einen Schritt auf dich zu. Und noch einen.

Sie trägt schwarze Kleidung.

Wie immer.

Und schwarze Schuhe, die ein klackerndes Geräusch von sich geben, wenn sie auf dem Boden aufkommen.

Wie immer.

Noch ein Schritt. Und noch einer.

Ihre dunklen, gelockten Haare fallen federleicht über ihre Schultern.

Wie immer.

„Du bist so erbärmlich“, spottet sie giftig.

Noch ein Schritt. Und noch einer.

Dein Atem geht angestrengt, als hättest du gerade einen Marathon hinter dir. Du kannst dich nicht rühren. Du bist wie erstarrt. Sie kniet sich zu dir herab und fixiert dich mit ihren hochnäsigen, fast schon rabenschwarzen Augen.

„Lass mich in Ruhe“, flehst du beinahe lautlos und senkst deinen Blick.

Du hörst ihr kurzes, trockenes Lachen. „Nach allem, was du getan hast? Glaubst du echt, du hättest das nicht verdient?“ Sie hebt ihre Hand und berührt ganz leicht, fast schon sanft deine Wange. Du zuckst zusammen und versuchst dir nicht anmerken zu lassen, wie sehr du dich vor ihrer Gewalt fürchtest. Wie sie dich psychisch sowie physisch zerstört.

„So unschuldig“, haucht dein Gegenüber, während ihre Finger über deine Wange gleiten. Eine Gänsehaut durchfährt dich. „Was hast du denen erzählt, dass sie dir geholfen haben? Hast du etwa gelogen?“ Sie zieht ihre Hand zurück und aus Reflex siehst du hoch, direkt in ihre bösen Augen. „Hast du ihnen nicht gesagt, dass du es bist, der sie auf dem Gewissen hat?“

Ein kleiner Funke entfacht in dir. Es ist Wut. „Hör auf“, zischst du.

Doch sie fährt ungehindert fort. Provoziert dich. Und giesst bewusst Öl in die kleine Flamme, die sich rasant auszubreiten droht. „Hast du ihnen verschwiegen, dass du sie getötet hast?“

„Hör auf“, wiederholst du ein wenig lauter. Drohender. Innerlich weisst du, dass sie nur dabei ist die Wahrheit auszusprechen. Doch die willst du nicht hören. Zu lange schon schleppest du die schwere Last mit dir herum.

Du siehst ein triumphierendes Grinsen auf ihren Lippen. „Hast du ihnen nicht gesagt, dass du deine Mutter umgebracht hast?“

„Hör auf!“, schreist du aus voller Kehle und stösst sie grob von dir weg. Sie richtet sich blitzschnell auf.

„Warum? Erträgst du die Wahrheit etwa nicht?“

„Ich habe sie nicht getötet“, verteidigst du dich. Du lügst.

Ihr Blick verfinstert sich augenblicklich. Bevor du überhaupt reagieren kannst, hat sie dich an deinen Haaren gepackt und hoch gezogen. Du schreist vor Schmerzen auf und versuchst verzweifelt, sie daran zu hindern, noch fester an deinen Haaren zu ziehen.

„Du warst es!“, beschuldigt sie dich und macht keine Anstalten dich loszulassen. Du krallst dich an ihrem Arm fest und vergräbst deine Fingernägel so fest in ihr Fleisch, dass sie ihren Griff lockert. Diesen Moment nutzt du aus, um dich von ihr loszureissen. Wenn du jetzt nicht reagierst, wird sie dich umbringen.

Du weisst plötzlich, dass irgendjemand von euch beiden jetzt sterben wird.

Und das wirst gewiss nicht du sein.

Du stürzt dich auf sie, streckst deine Hände nach ihrem Hals aus und drückst fest zu.

Erschrocken schnappt sie nach Luft, aber du denkst nicht daran von ihr abzulassen.

Stattdessen stösst du sie gegen die Wand. Sie prallt unsanft mit dem Hinterkopf dagegen.

Ihre Augen rollen nach hinten. Du hingegen siehst rot. Du vergreifst dich in ihren Haaren und knallst ihren Kopf mehrere Male gegen die harte Steinwand.

„Ich. Habe. Sie. Nicht. Getötet.“, bringst du zwischen den einzelnen Schlägen mühsam hervor und geniesst das Gefühl, dieses Mal die Kontrolle zu haben. Du liebst es, dich an ihr für alles, was sie dir angetan hat, zu rächen.

Plötzlich sackt sie in sich zusammen. Erst dann lässt du von ihr ab und starrst zufrieden auf ihren leblosen Körper hinab.

Du hast es geschafft.

Du hast gewonnen.

Das ist der letzte Gedanke, den du zu fassen bekommst.

Patientenakte Nr. 512

08. Sept. 17:00 Uhr

Patient ist heute ausgesprochen ruhig. Hat lange geschlafen, was ihm auch sichtlich gutgetan hat. Das Antidepressivum scheint richtig dosiert gewesen zu sein. Werde ihm in einer halben Stunde noch einmal dieselbe Menge injizieren, damit es hoffentlich auch so bleibt. Beobachte seinen Zustand durch das getönte Fenster. Er redet, aber das hat er bisher öfter getan. Der Tod seiner Mutter macht ihm zu schaffen. Er redet sich ein, für ihren Tod verantwortlich zu sein. Werde ihn noch eine Weile im Auge behalten.

19:52 Uhr

Tragische Wendung im Fall Nr. 512. Patient ist plötzlich durchgedreht. Hat angefangen zu schreien und sich selber Haare vom Kopf zu reissen. Als er begonnen hat, sich selbst zu würgen und seinen Hinterkopf gegen die Wand zu schlagen, habe ich umgehend Hilfe geholt. Vier Leute vom Pflegepersonal waren notwendig, um ihn festzuhalten. Musste ihm ein Beruhigungsmittel spritzen, bis er schliesslich entkräftet zusammenbrach. Er wurde mit schweren Verletzungen ins Krankenhaus gefahren. Zustand ist kritisch. Jetzt kann er sich nur noch selber helfen.

09. Sept. 05:03 Uhr

Gerade Anruf auf dem Krankenhaus erhalten. Patient erlag leider seinen Verletzungen.

Zeitpunkt des Todes: 04:45

Todesursache: schwere Hirnblutung

Die Patientenakte Nr. 512 wird hiermit abgeschlossen.

3. Preis

Kategorie C (4. & 5. Klassen)

Joël Zuber (4G)

Fahrt aus Pitzen

Ein Busfahrer, ehemals Sträfling und jetzt ein fürs Leid der anderen Sensibilisierter, ein kleinwüchsiger, vorlauter Arzt und eine ältere Frau unterwegs zu ihrem neugeborenen, dritten Enkel. Sie und sechs weitere sitzen in einem Bus Richtung Gardenau und weg von Pitzen, dem Bergdorf, dass bei den meisten Passagieren verhasst ist und den Bewohnern kaum Perspektiven bietet.

Joël Zuber vermag dem Leser, das Gefühl zu vermitteln selbst als unerkannter Reisender im Bus mitzufahren. Die detaillierten Personenbeschreibungen und die ineinander verwobenen Teile der Geschichte schaffen eine atmosphärische Dichte und zeugen von einer erzählerischen Vielschichtigkeit. Dem Autor gelingt es die einzelnen Figuren und ihr Innenleben so zu beschreiben, dass man das jähe Ende der neun Leben bedauert. Bravo!

Anna Schmidhalter

Fahrt aus Pitzen

Kaum eine Menschenseele bevölkerte den Platz, als Mayen in Richtung des stehenden Busses hastete. Eine Mitleid erweckende Gestalt erregte einen Augenblick lang ihre Aufmerksamkeit. Der Mann war etwa in ihrem Alter und hatte, wie ihr sofort auffiel, schöne, leuchtend blaue Augen. Doch die Augenhöhlen um sie herum waren gerötet und sein starrer Blick liess ahnen, dass er gerade tief in seine Gedanken versunken war. Fast hätte Mayen ihn angesprochen, doch sie hatte keine Zeit. Eilig und stets darauf bedacht, auf dem holprigen Pflasterstein nicht zu stolpern, näherte sie sich dem Bus. Der Fahrer war schon im Begriff gewesen, ohne sie loszufahren, doch er hatte sie bemerkt und wartete.

Der Bus war beinahe genauso leer wie der verlassene Dorfplatz von Pitzen. Ein halbes Dutzend Passagiere hatte auf den fransigen Stühlen Platz genommen. Im hinteren Bereich sprach ein kleinwüchsiger Arzt laut und flüssig mit all jenen, die ihm zuhörten. Eigentlich sprach er vielmehr zu ihnen als mit ihnen. «Vier Franken achtzig», verkündete der Fahrer. Den Standard-Tarif für die Fahrt zwischen Pitzen und Gardenau kannte er längst auswendig, so wie jede einzelne Kurve der Strecke. Mayen hielt ihm eine Zehnernote hin. «Kein Minz?», fragte er flehentlich. Sie schüttelte den Kopf und er gab ihr einen Fünfliber und ein Zwanzig-Rappen-Stück Rückgeld. Diesen Fünfliber hätte er in der Stadt aus der Kasse genommen und mit einer Packung Pralinen vor Frau Willems Wohnungstür gelegt. Natürlich hätte er die fehlende Summe in der Kasse mit Kleingeld aus seiner Brieftasche beglichen. Das Stehlen hatte er hinter sich. Zwei Jahre lang hatte er wegen Diebstahls gesessen. In seinem bisherigen Leben hatte er Drogen verkauft und Kinder verprügelt. Und ins Gefängnis gewandert war er wegen dem Diebstahl einer tragbaren Lautsprecheranlage. «Da der Angeklagte seine Tat in keiner Hinsicht bereut, ...», hatte der Richter sein Urteil beiläufig erwähnt. Danach hatte sich sein Leben grundsätzlich verändert. Das Gefängnis hatte aus ihm einen ganz anderen Menschen gemacht, ihn abgehärtet und gleichzeitig für das Leid anderer sensibilisiert. Frau Willems war fünf Jahre lang seine Therapeutin gewesen. Dass er ihr als Dankeschön Schokolade und Geld schicken wollte, geschah nicht um seinetwillen, sondern zur Genugtuung seiner Frau. Doch nun nahm die junge Frau, die vor ihm stand, seinen einzigen Fünfliber entgegen. Und eine kleinere Münze auf die Packung zu kleben erschien ihm geizig, wenn nicht beleidigend. Somit war die Sache erledigt und er liess es sein.

In der vorderen Hälfte des Busses saßen eine ältere Dame, ein pickliger Junge und eine Frau mittleren Alters, die geschäftig auf ihrem Smartphone herumtippte und in regelmässigen Abständen über die kleine Tastatur auf ihrem Touchscreen fluchte. Die drei hatten sich im grösstmöglichen Abstand zueinander hingesezt. Die Alte lächelte Mayen müde zu, doch diese machte es den andern gleich und setzte sich weit entfernt von den Insassen des Busses auf einen leeren Sitzplatz, dessen Bezug noch nicht zur Gänze ruiniert war. Ausser der Dame nahm keiner Notiz von ihr. Mareile war gleich aufgefallen, dass die junge Frau aus der Stadt kam. Mädchen aus dem Dorf trugen deutlich weniger Schichten auf einmal. In Pitzen hatte es nie ein Kleidergeschäft gegeben. In ihrer Kindheit hatte sie zweimal jährlich die Gelegenheit gehabt, in Gardenau einzukaufen. Nachdem die Dorfschule geschlossen worden war, hatten die Kinder jeden Tag den Weg in die Stadt auf sich genommen. Das Schulhaus hatte irgendeine Industriefirma gekauft und umgebaut. Dass der Ort, an dem sich die Freunde ihrer Kindheit versammelt hatten, nun als Parkplatz für Lieferservice missbraucht wurde, schmerzte Mareile noch immer. Nach und nach waren ihre Freundinnen in die Stadt gezogen. Einige hatten ihre Kindheit noch weiter zurücklassen wollen und eine war sogar bis ins Ausland geflohen. Nur Mareile war geblieben. Selbst als ihre Kinder ausgezogen waren und ihren Kindeskindern ausserhalb von Pitzen ein besseres Leben geschenkt hatten, hatte sie ihre Heimat nicht verlassen. Vor einem Jahr war ihr Mann gestorben und nun wurde sie zum dritten Mal Grossmutter. Dass sie das traute Dorf verlassen musste, um den Neugeborenen zu besuchen, beschäftigte sie mehr als der Umstand, dass sie jetzt einen Enkel mehr hatte. Beim ersten war es noch etwas Besonderes gewesen. Als sie die Nachricht erhalten hatte, war sie wie vom Blitz getroffen die Strasse hinab auf den damals noch belebten Dorfplatz gerannt und hatte selber gestaunt, dass sie in ihrem Alter noch so fit war. Der Bus war derselbe gewesen, in dem sie jetzt sass, nur dass er damals überfüllt gewesen war und sie zu ihrem ersten Enkel gebracht hatte. Der Junge kam noch immer gerne bei ihr vorbei. Erst kürzlich war er zu Besuch gewesen. Immer wurde er mit denselben Worten beschrieben: Die Augen der Mutter, der Rest vom Vater. Ihrer Meinung nach wurde diese Beschreibung dem ausserordentlichen Charakter des Jungen nicht gerecht. Sie mochte ihn sehr und kannte ihn gut, doch so sehr sie sich auch anstrengte, sein Name wollte ihr einfach nicht mehr einfallen.

«Entschuldigen Sie», riss sie der Junge einige Reihen vor ihr aus ihren Gedanken, «haben Sie zufällig ein Taschentuch?». Mareile brauchte einen Moment, um seine Frage zu verstehen. Dann reichte sie ihm eine ganze Packung. Wortlos putzte er sich die Nase und

machte keine Anstalten, die unbenutzten Tücher zurückzugeben oder sich zu bedanken. Eine weitere Unterbrechung der Stille hätte einen wütenden Blick der Frau auf der anderen Seite des Gangs zur Folge gehabt, die noch immer wie hypnotisiert mit ihrem Handy hantierte. Alle Personen im Bus bis auf Mayen, die nun ebenfalls mit ihrem Handy beschäftigt war, dieses jedoch mit bedeutend mehr Liebe behandelte, wohnten in Pitzen. Bis auf sie und Mirio Bernauer, den Psychologen in der hintersten Reihe, waren auch alle dort geboren. Im Fenster sah er das Schild vorbeisausen, das signalisierte, dass sie das Dorf hinter sich gelassen hatten. Er schnaufte, als ihm klar wurde, dass er wohl bis zum Ende der Fahrt Herrn Wagner und seinen Geschichten würde zuhören müssen. Jeder im Dorf kannte den vorlauten, kleinwüchsigen Arzt mit seiner unendlichen Redensweise. Sein Lebensziel schien darin zu bestehen, mit jedem Einwohner von Pitzen eine langjährige Freundschaft aufrechtzuerhalten, auch mit jenen, die ihm aus dem Weg zu gehen versuchten, so wie Mirio. Gerade erzählte er lautstark von einem Vater, der sein Kind misshandelt hatte. «Da haut er den Bengel mitten ins Gesicht und zerrt ihn weg! Haben Sie so was schon erlebt?». «Nein, hab ich nicht», antwortete Mirio, doch der Zwerg hatte schon mit der nächsten Geschichte angefangen, ohne auf eine Antwort zu warten. Tatsächlich war die Antwort eine Lüge. Mirio hatte oft mit Kindern zu tun, die zu Hause geschlagen wurden. Doch das waren nicht die Fälle, die ihn nachts wach hielten. Schlimmer waren die Eltern, die sich überhaupt nicht um ihre Kinder kümmerten und sie machen liessen, was sie wollten. Gerade behandelte er einen Fall von einem Mädchen, das allein bei ihrem drogenabhängigen Vater lebte. Bevor er begonnen hatte, die Drogenklinik zu besuchen, waren die Zustände katastrophal gewesen.

Mirio erinnerte sich noch sehr genau an seinen ersten Besuch bei Herrn Nowak. Das Haus war schon vom Stil her ausladend und sein Zustand ähnelte dem einer lange verlassenen Ruine eines zerschossenen Militärbunkers. Schon vor der Haustür war ein ekelhafter Geruch wahrnehmbar. Es dauerte, bis ein halb abwesender Herr Nowak die Tür öffnete und ihn mit den Worten «Was ist?» begrüßte. Mirio erklärte ihm, dass er den Fall übernommen habe und mit ihm reden wolle. Zu diesem Zeitpunkt war er noch neu in Pitzen, Nowak war einer seiner ersten Fälle im Dorf. Er war zu seiner neuen Freundin Jenny gezogen, einer Therapeutin. Jedenfalls liess ihn Herr Nowak hinein und setzte sich auf einen Stuhl, der sich als sein Stammsessel erweisen würde. Mirio war sofort klar, dass er auf Drogen war. Jeder Kommunikationsversuch war zwecklos. Aber immerhin hielt ihn der Junkie in seinem Sessel nicht davon ab, sich das Haus anzusehen. Das Problem bestand vielmehr darin, über die vielen Gegenstände, die überall verteilt auf dem Boden herumlagen, von einem Zimmer ins

nächste zu gelangen. Die Wände waren sehr unterschiedlich dunkel, vermutlich infolge unbereinigter Verschmutzungen. Die Wohnung war klein, eine Gelegenheit frei herumzustehen gab es kaum. Der Anlass zur Verzweiflung zeigte sich aber erst beim Betreten des Badezimmers. Um nicht seinen Teil zum Chaos beizutragen, lehnte sich Mirio vor dem Erbrechen über die Toilette und spülte danach ab. So etwas hatte er in seiner Karriere noch nie erlebt. Es stellte sich später heraus, dass die Tochter Hilda in Wirklichkeit den Vater unterhielt und nicht umgekehrt. Meistens ging sie selbstständig zur Schule und kaufte in Gardenau Lebensmittel, die schnell und leicht zubereitet waren. Doch auch Schwänzen war an ihrer Schule an der Tagesordnung. Die Polizei hatte es längst aufgegeben, nach jedem fehlenden Schüler zu suchen.

Auch Daniel hatte schon öfters unentschuldigt gefehlt. Nach dem gestrigen Streit wollte er auf keinen Fall mit seinen Eltern sprechen müssen. Sicher würden sie sich entschuldigen und von ihm erwarten, dass er sich auch entschuldigte. Deshalb stand er früh auf, hinterliess einen Zettel und brach auf. Zur Schule wollte er aber auch nicht. Es war Freitag und er machte mit seinen Freunden gemeinsam blau. Als er den alten Spielplatz von Pitzen erreichte, war noch niemand da. Die Blechrutsche war voller Rost und die Schaukeln waren auch nicht mehr gerade vertrauenerweckend. Von kleinen Kindern wurde der Platz schon lange nicht mehr benutzt. Hier hängten während der Woche die schwänzenden Kinder von Pitzen ab, an den Wochenenden interessanterweise aber niemand. Bei Regen musste das Häuschen mit der Kletterwand und der Rutsche als Unterschlupf hinhalten, ansonsten wurde die vertrocknete Wiese belagert. Daniel setzte sich auf einen Flecken Gras und öffnete seinen Schulsack, der natürlich keine Schulbücher, sondern Bier enthielt. Manchmal mischten sie auch andere Getränke zusammen, aber dazu hatte er gerade keine Lust. Es dauerte nicht lange, bis Giso aufkreuzte, ein muskulöser Junge mit zerrissenen Kleidern und Tattoos an jedem Arm. Obwohl er ein Jahr jünger war als Daniel, wirkte er älter und benahm sich auch so. Auch er war in aller Früh vor seinen Eltern geflohen. «Haste von Hildas Neuem schon gehört?», fragte er nach der üblichen Begrüssung. «Gibt's den immer noch?», entgegnete Daniel. Hilda hatte in diesem Jahr schon vier Beziehungen gehabt, die letzte hatte zwei Monate gedauert. «Ne», antwortete Giso, «hat sie gestern zischen lassen.» Ihr Freund war nicht aus dem Dorf und auch nicht aus Gardenau. Er hatte Hilda im Bus getroffen, auf der Fahrt nach Pitzen, als er seine Grossmutter besuchte. «Ist wohl froh, dass er die Schlampe los ist», meinte Daniel und erschrak, als hinter Giso plötzlich ein Mädchen

auftauchte. Im ersten Moment hielt er sie für Hilda. Als er Raica erkannte, erschrak er noch mehr.

Tatsächlich war der Neue nicht froh, Hilda los zu sein. Er hatte sich Hals über Kopf in sie verliebt und sogar ihren Vater in Kauf genommen, um sie näher kennenzulernen. Erst nach Wochen hatte sie eingewilligt, ihm Herrn Nowak vorzustellen, der bei ihrer ersten Begegnung so nüchtern gewesen war, wie ihn Hilda nicht gekannt hatte. Dennoch war der Besuch ein Schock gewesen. Doch die Beziehung war nicht ins Schwanken geraten, bis der Neue herausgefunden hatte, dass Hilda ihrem Vater Drogen besorgte, um im Gegenzug länger ausgehen zu dürfen. Das brachte sie vollkommen aus der Fassung und es dauerte nicht mehr lange, bis er sie verliess. In Wirklichkeit hatte sie nur einmal Drogen besorgt, aber das spielte keine Rolle, denn er glaubte ihr nicht mehr. Es erfüllte ihn mit Schmerz, ihr zu sagen, dass es nicht mehr funktionierte. Sie brach sogleich in Tränen aus und warf ihn hinaus, obwohl seine Sachen noch im Haus waren. Er hätte sie holen können, doch er wollte Hildas Leid nicht noch verschlimmern. So verliess er das Haus für immer, ohne Ausweis und ohne Geld. Wenn ihm nicht irgendjemand Geld lieh, würde er zu Fuss nach Gardenau müssen, um bei seinem Onkel und seiner Tante zu übernachten, die am Tag zuvor ein Kind bekommen hatten. Seine Grossmutter war schon auf dem Weg, um den Neugeborenen zu besuchen. Sie hatte sich entschieden, erst am Tag darauf zu fahren. Dass sie sogar bis am Nachmittag gewartet hatte, wusste ihr Enkel aber nicht. Auf dem Dorfplatz hielt er einen kleingewachsenen Mann auf und fragte ihn, ob er ihm etwas Geld leihen konnte. Angewidert schob ihn dieser aus dem Weg und überquerte den Platz. Er beobachtete, wie der Kleine in den Bus stieg und startete noch eine Weile auf das stehende Fahrzeug. Den Fahrer kannte er bereits, der würde ihm sicher kein Geld leihen. Dass sich seine Grossmutter im Bus befand, wusste er nicht. Weil die Scheiben hinten abgedunkelt waren, konnte er die Passagiere nicht erkennen. Kurz bevor der Bus abfuhr, ging ein hübsches Mädchen an ihm vorbei. Er wollte sie nach Geld fragen, doch sie war in Eile, deshalb fragte er nicht. Sie stieg ein und bezahlte mit einer Zehnernote. Er fragte sich, ob er sie nicht doch hätte anhalten sollen.

Raica sprach mit Giso, während Daniel schwieg. In ihrer Anwesenheit wusste er nicht, was er sagen sollte. Beide erinnerten sich an ihre letzte Begegnung. Daniel war vor ihrer Haustür aufgetaucht, um ihr ihre Haarspange zurückzubringen, die er nach dem Turnen in der Umkleidekabine gefunden hatte. Sie bedankte sich. Sie fragte nicht, was er in der Mädchenkabine zu suchen hatte. Gemeinsam mit Cem und Giso war er durch das gesamte

Schulhaus geschlichen und nur das Fenster in der leeren Mädchenkabine war gross genug gewesen, um hinauszuklettern. Sie fragte auch nicht, woher er wusste, dass das ihre Spange war. Sie trug sie fast jeden Tag und fast jeden Tag beobachtete er sie im Geheimen. Er wurde rot und seine Akne wurde noch deutlicher sichtbar als sie ohnehin schon war. Beide schwiegen. Daniel wusste nicht, was er sagen sollte. Er wusste zwar, dass es nichts Schlimmeres gab als nichts zu sagen, doch sein Gehirn wollte einfach keinen brauchbaren Satz liefern. Genauso ging es ihm einen Tag später, als er mit Raica und Giso auf dem Spielplatz sass. Als sich weitere Kinder auf dem Platz sammelten, entspannte sich die Situation und Raica lächelte ihm sogar zu. Wenn er später im Bus nach Gardenau von einer älteren Dame ein Taschentuch entgegennahm, ohne sich zu bedanken, lag das nicht an seinen schlechten Manieren, sondern an seiner geistigen Abwesenheit. Während der gesamten Fahrt blieben seine Gedanken bei Raica.

Der Bus hatte schon die halbe Strecke zwischen Pitzen und Gardenau zurückgelegt, als Rebecca endlich die ersehnte Mail von Corin erhielt. Ursache ihrer Nervosität waren nicht die geschäftlichen Nachrichten, die sie im Bus versandt und erhalten hatte, sondern nur diese eine Nachricht. Alle anderen verloren beim Vergleich zu ihr jegliche Bedeutung. Doch auch die Nachricht von Corin Berger war nicht allzu bedeutsam. Es ging um die Organisation des nächsten Meetings. Seit Rebecca den Job als Managerin angenommen hatte, verbrachte sie die meiste Zeit des Tages am Mobiltelefon. Nach zwei Jahren hatte sie sich scheiden lassen und die Familie verlassen, ihren Mann und die zwei Kinder wie auch ihre eigenen Eltern. Ihre homosexuelle Schwester hatte sie schon früher selten gesehen und war sich sicher, dass sie sie nicht mehr wiedererkennen würde. Und damit lag sie auch richtig. So selten wie sie das Dorf früher verlassen hatte, so selten kehrte sie noch nach Pitzen zurück. Dass sie in diesem Moment im Bus aus dem Dorf sass, lag nicht daran, dass sie ihrer Familie einen Besuch abgestattet hätte. Es war ein geschäftlicher Aufenthalt, und sie war froh, das Dorf wieder verlassen zu dürfen. In ihrem Innern schmerzte es sie, den Ort ihrer Kindheit erneut zu verlassen. Doch sie strafte solche Gedanken Unsinn und verhielt sich, wie sie glaubte, vernünftig. Um die helle Schrift auf dem kleinen Display lesen zu können, bückte sie sich so tief, dass ihre Nase das Gerät beinahe berührte. Beim Lärm des kleinen Mannes, der hinter ihr von irgendwelchen Erlebnissen erzählte, konnte sie sich nicht richtig konzentrieren.

David erzählte gerade, wie er vor der Abfahrt in Pitzen auf dem Dorfplatz von einem Jungen aufgehalten wurde, der Geld von ihm wollte. «Da fragt mich der Bengel nach fünf Franken, als ob ich ihm etwas geben wollte! Ich habe den Jungen noch nie in meinem ganzen Leben gesehen!» Mirio nickte, denn Zustimmung war im Grunde, was David Wagner begehrte, eine Bestätigung für die Richtigkeit seines Handelns. «Da hab ich ihn halt geschubst. Hat ja keine unschuldigen Passanten zu belästigen.» «Und wenn du der Junge wärst?», meldete sich eine Stimme, die sich das ganze Jahr über in Pitzen befand, aber nur höchst selten zu hören war. Natürlich hatte David nicht nur zu Mirio, sondern auch zu Pia gesprochen, doch von ihr hatte niemand je eine Antwort erwartet. Die merkwürdige Frau sass in derselben Reihe wie David, aber am anderen Fenster. Nicht nur Mirio starrte sie an. Auch in der vorderen Hälfte des Busses drehten sich Köpfe zu ihr um. «Was wäre, wenn du plötzlich ohne Geld auf der Strasse sitzt und dich die Leute achtlos zur Seite schubsen? Wär das was anderes?» David schien nicht erstaunt, er begann unverzüglich mit einer Verteidigungsrede, die jeder Politiker erst hätte einstudieren müssen. Ausser ihm sprach so gut wie keiner mit Pia. Und das war ihr auch recht. Sie war die erste Frau in der Geschichte der öffentlichen Schule in Gardenau gewesen, die auf dem Abschlussball in Hosen erschienen war. Viele der Einwohner von Pitzen kannten sie, doch nur wenige sprachen über sie und erst recht wenige mit ihr. Alle hielten ihr Schweigen für eine universelle Warnung, sie nicht zu beachten. Nur den kleinwüchsigen Arzt brachte sie nicht zum Schweigen, wenn sie ihm begegnete. Sein Geplapper hatte immer allen zeigen sollen, wie gut es ihm ging, wie viele aufregende Dinge er erlebte und wie glücklich er mit seinem Leben war. Seine deutschen Wurzeln hatten ihn nicht vom Erfolg abhalten können. Endlich war es für ihn doch noch von Vorteil, dass seine Eltern vor dem Umzug den Ort mit den tiefsten Steuern gewählt hatten. Doch die Freude über seinen Reichtum und seine Villa in Pitzen war schon lange nicht mehr existent. Auch der Reichtum selbst war zur Lüge geworden, denn die Kunden wurden immer weniger und die Kosten immer mehr. Die wenigen Einwohner des Dorfes brachten manchmal weniger Geld ein, als ihn das Haus kostete. Denn es war gemietet. Immer öfter ertränkte er seine Sorgen, und auch das Ersparte, im Alkohol. Allerdings achtete er stets darauf, dass die Nachbarn es nicht merkten. Ihnen spielte er jeden Tag die heile Welt vor. Dabei merkte er nicht, dass er in erster Linie sich selbst etwas vormachte und die finanzielle Situation nicht wahrhaben wollte. Das war etwas, das sein genialer Verstand einfach nicht begreifen konnte.

Für Pia war das Leben so trübselig und grau, wie es für ihre Mitmenschen von aussen aussah. Dass sie rauchte und oft den ganzen Tag zu Hause vor ihrem Laptop sass, wusste

jeder. Das verriet inzwischen sogar ihre Hautbeschaffenheit. Dass ihre Partnerin aber Suizid begangen hatte, dass sie mit dem Rauchen aufzuhören versuchte und dass sie jedes zweite Wochenende einer Wohltätigkeitsorganisation spendete, wusste kaum jemand. Doch sie war damit zufrieden. Dennoch verabscheute sie Pizzen ebenso wie David, ihre Schwester Rebecca und die meisten anderen. Dass ihre Schwester vor ihr im Bus sass, hatte sie nicht bemerkt und würde sie auch nie erfahren. «Also ich mag Pizzen», scherzten die Kinder oft, wenn Erwachsene das Thema ansprachen. Doch der allgegenwärtige Hass war nicht der Grund, warum der Busfahrer und die sieben Passagiere nie wieder in dieses Dorf zurückkehren würden.

Orell liefen in wenigen Sekunden zahlreiche Schweissperlen über die Stirn, als er bemerkte, dass die Bremse nicht mehr funktionierte. In rasendem Tempo versuchte er, die nächste Kurve nicht zu verlassen, während Mayen gedankenverloren aus dem Fenster starrte. Sie sah zu, wie erst die Strasse und der Wald vorbeizogen, dann nur noch der Wald, und sie dachte ein letztes Mal zurück an den jungen Mann auf dem Dorfplatz mit den hübschen blauen Augen.